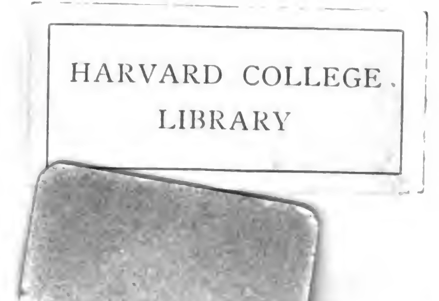
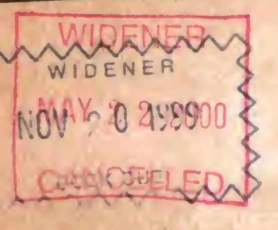


Musis
et
Amicis.




WIDENER
WIDENER
CANCELLED

o

Reise-Erinnerungen

der Schauspielerin

Minna Wohlgeboren-Wohlbrück.



Berlin.

Verlag von Duncker und Humblot.

1846.

Inhaltsverzeichniß.

Von Wien nach Venedig.

Wie Jean Paul die Spaziergänger, so möchte ich die Reisenden je nach dem Ziele, welches sie auf ihrer Reise verfolgen, und nach den Veranlassungen, von denen sie zum Reisen getrieben werden, in gewisse Klassen eintheilen. Es giebt Geschäfts- und Handelsreisende, denen das Reisen weiter nichts ist als eine Geldspeculation; sie fahren von einem Orte zum anderen, um hier zu verkaufen, was sie dort gekauft, um Handelsverbindungen anzuknüpfen oder zu lösen u. s. w. Die Bahnen, die sie einzuschlagen haben, die Gegenden, welche sich ihnen darbieten, sind ihnen gleich; ja sie kennen gar keine Gegenden oder Landschaften, sie kennen nur „Plätze“, und ihr Wegweiser ist ihr Vortheil, der Geldgewinn. Diese kann man kaum mitzählen, wenn man von Reisenden spricht.

Eine andere Klasse bilden die, welche ihrer Gesundheit wegen reisen, aus eigenem Antrieb oder auf

Befehl des Arztes; das sind die Badbesucher, die Gichtbrüchigen, die Podagristen, die Schwindsüchtigen und Hypochondristen. Ihnen bietet die Reise wenigstens eine Art von Genuß; doch ist sie auch diesen nur ein Mittel zum Zweck, etwa wie eine Arznei.

Dann kommen die Gelehrten und Forscher, die weite Strecken durcheilen, um eine Inschrift zu lesen, um eine Hieroglyphe zu entziffern, eine Berghöhe zu messen, einen alten Codex aufzufinden, eine Bildsäule zu beschreiben, eine Pflanze oder eine Muschel zu entdecken. Auch sie reisen nicht, um zu reisen; sie reisen nicht, wie man reisen soll. Nur ihren Zweck im Auge, sind sie blind für alles übrige, was sich ihnen darbietet; sie eilen an den Blumen und Früchten vorbei, ohne davon zu pflücken und zu genießen.

Es giebt noch eine Menge Arten von Reisenden, z. B. die sogenannten Touristen, dann reisende Engländer, Leute die aus langer Weile reisen, alte Jungfern, die auf Heirathsspeculation reisen u. s. f. Allein theils gehören sie mehr oder weniger nur als eine besondere Nüance zu einer der genannten Klassen, theils sind sie nicht werth, daß man sich länger mit ihnen aufhalte.

Die wahren und ächten Reisenden, das sind, wie ich schon angedeutet habe, diejenigen, welche reisen

ohne anderes Ziel und anderen Zweck als eben, um zu reisen; die da reisen, wie der Dichter dichtet, wie die Nachtigall singt, wie Storch und Schwalbe ziehen; denen im Lenze, wenn die Vögel singen und die Knospen springen, das Herz weit und die Heimat zu eng wird; die den Pulsschlag der Natur in sich fühlen und, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, sich aufmachen, in das Weite hinaus, um jenseits der Berge und Flüsse, in der großen, unbegränzten Welt das Leben mit seinen Wonnen und Wechseln in vollen Zügen zu schlürfen.

Zu diesen letzteren gehöre ich. Schon in der frühesten, zartesten Jugend, fast noch ein Kind, wurde ich von jenem unbesiegbaren und nicht zu unterdrückenden Drange in die Ferne erfasst und gepackt, und nun litt es mich nicht länger im Vaterhause und in der Vaterstadt. Anfangs ohne bestimmtes Ziel, ohne bewußten Zweck ging ich fort, hinaus in's Weite, und von der Zeit an hab' ich eine Reihe von Jahren hindurch vieles gesehen und erlebt, was den meisten, namentlich meines Geschlechtes, für immer versagt und verschlossen zu sein pflegt. In einem erfahrungsreichen, sturmbewegten, oft wilden Künstlerleben habe ich eben das Leben in seinen erschöpfendsten, entschiedensten und diametralsten Gegensätzen kennen gelernt; in die mannichfachsten Lagen geworfen, unter einem

steten oft blitzschnellen und unerwarteten Wechsel äußerer und innerer Verhältnisse bin ich öfter von einem Ende unseres Erdtheils bis fast an das andere geschleudert worden, und es ist mir manches begegnet und zugestoßen, wovon selbst Leute, die weit gereist sind, keine Vorstellung, ja keine Ahnung haben.

Ich habe es versucht, in diesen Blättern der Lesewelt einen kleinen Theil dessen, was ich erlebt und gesehen, in einzelnen, abgerissenen aber treuen und wahren Schilderungen aus der Erinnerung zu geben. Man wird nach dem gesagten hier keine Reisebeschreibung, keine Resultate von Forschungen oder Beobachtungen erwarten; nein, was ich erzähle, ist nur Erlebtes, und so mache ich auch da, wo ich schildern und beschreiben mußte, nur darauf Anspruch, die von den Dingen empfangenen rein persönlichen und subjectiven Eindrücke wahr und lebendig wiedergegeben zu haben. Bei der Menge des Materials in den rein objectiv gehaltenen, eigentlichen Reisebeschreibungen, wird, denke ich, diese Art der Darstellung auch vielleicht einiges Interesse erregen und mir zu ferneren, neueren und größeren Mittheilungen Muth und Veranlassung geben. So viel an den geneigten Leser zur Einleitung und zum Verständniß dieser meiner Schilderungen, die ich sogleich beginne.

Ich reiste von Wien nach Venedig. Ist die Reise

auch nicht sehr weit, so ist sie doch für den, der bloß aus Reiselust reist, eine der belohnendsten und interessantesten. Gerade die unendliche Abwechselung, die große Mannichfaltigkeit der Gegend, des Klimas, der Naturproducte, der Menschen, der Trachten, Sitten und Bräuche, gerade dieser große Wechsel auf der geringen Entfernung weniger Meilen ist es, welcher dieser Reise einen hohen und wonnigen Reiz verleiht.

Wir fuhren im „wunderschönen Monat Mai" aus Wien, die Kunststraße entlang, die durch den unterwienerwalder Kreis über Neustadt hin in ziemlich gerader Richtung südlich nach den Bergen führt, welche das Herzogthum Steiermark im Norden begränzen. Durch lachende Fluren, deren üppiges Frühlingsgrün eine reiche und frohe Erndte für den Sommer versprach, ging der Weg ohne Hinderniß ziemlich eben, bisweilen nach beiden Seiten hin von Höhenzügen eingeengt, bis zu den Pforten Steiermarks. Unmittelbar an der Gränze ist der bekannte Sömmering, ein Berg, von dem aus sich lange Zeit nur Schrecken über die Umgegend verbreitete, dessen Name im vorigen Jahrhundert nur mit Angst und Zittern von den Umwohnenden genannt wurde. Schon sein Anblick hat etwas finsteres, schauerliches. Nachdem man bisher, wie ich schon sagte, nur durch lachende Gefilde mit hellem, freundlichen Grün, mit üppigen Saaten

und saftigem Laubholz gekommen ist, tritt man, sobald man den Gipfel erreicht hat und auf steierischer Seite hinuntergeht, in ein dichtes, schaueriges Düster von hohen, schlanken, majestätischen Schwarztannen und Kiefern, in deren dunkeln Wipfeln heiser krächzende Raubvögel ihre Nester gebaut haben. In dieser unheimlichen Gegend liegt hart an der Straße, von hohen Bäumen dicht umschattet und fast verdeckt, ein kleines, aber fest und massiv gebautes steinernes Haus, heutzutage ein ziemlich gutes Wirthshaus, an welchem kein Fremder vorbeigeht ohne darin Halt zu machen und es in Augenschein zu nehmen; ehemals der sichere und wohlverwahrte Schlupfwinkel gefährlicher Räuberbanden, welche, wahrscheinlich schon seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges, dort lange ihr Wesen trieben, bis sie unter Maria Theresia aufgehoben und aufgelöst wurden. Mag die Sage vieles von und zu der Geschichte dieser Räuberhöhle gedichtet haben, so viel steht fest, daß sie der Schauplatz großer Gräuelthaten gewesen und viel unschuldiges Blut darin geflossen ist. Steinerne Tafeln bezeichnen jetzt die Stellen, wo die unglücklichen Opfer der Raubgier von den Räubern eingescharrt wurden. Einige Stufen führen in einen geräumigen Keller hinab, der früher, wie man aus deutlichen Spuren ersehen kann, mit großen Steinen zugemauert war und zum Auf=

bewahrungsort für das gestohlene Geld und Gut gedient haben soll. Ja, in einem Stübchen des oberen Stockwerks befindet sich noch jetzt in der Decke eine Fallthür, welche eine Platte von gewaltiger Schwere barg, die gerade die Größe des genau unter der Fallthür stehenden Bettes hatte; kehrte ein Reisender harmlos in diesem Neste ein, so bettete man ihn in jenes Lager, und ließ, während er schlief, jene Wucht auf ihn fallen, die ihn schnell und, ohne daß er sich zur Wehre setzen konnte, erdrückte. Trotzdem wir uns alle in unserer Haut sicher fühlten unter dem Schutze der österreichischen Polizei und der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts, so konnten wir doch eine leise Anwandelung von Schauder nicht ganz unterdrücken, und ich war froh, als wir das ehemalige Raubnest verließen und froheren Aussichten entgegen fuhren.

Nur eine kurze Strecke weit hat die Gegend jenen ernsten, schaurigen Charakter; bald gehen die eng geschlossenen Bergketten und Päſſe weiter auseinander, und man kömmt in die reizenden, lieblichen Gegenden des eigentlichen Steiermark — für den, der sie zum ersten Male sieht, in Wahrheit eine Welt der Wunder. Man denke sich einen Weg von hohen, meist steilen Bergen eingeschlossen, deren Gipfel, tief mit Schnee bedeckt und von der Frühlingssonne beleuch-

tet, eine Helle und einen Glanz verbreiten, den das menschliche Auge kaum ertragen kann, lauter gold-glühende Kuppeln, prächtiger strahlend als aller Glanz und alle Pracht orientalischen Pompes. Und dasselbe Auge, das vom ewigen Alpenschnee geblendet sich senkt, wird in demselben Moment vom Anblicke der schönsten, im buntesten und brennendsten Farbenschmelz prangenden Blumen, frischer Felder und grünender Gärten erquickt, in denen sogar Wein und Mais gedeiht. Süßer Duft weht dich zauberhaft und belebend an, und ein frisches reges Leben lacht dir überall entgegen. An den Abhängen entlang bilden Ruinen von mittelalterlichen Schlössern und Burgen und schöne, oft reiche, im modernsten Geschmack erbaute Villen und Paläste einen pikanten und anziehenden Kontrast. Größere und kleinere Städte und Flecken, reinliche und freundliche Dörfer mit munteren, neugierigen und ehrlich offenherzigen Bewohnern, mit weidenden Schaf-, Ziegen- und Rinderheerden, mit blasenden Hirten, mit kräftigen Bauern und blühend hübschen Schnitterinnen empfangen dich gastfrei und gewähren dir ein einfaches, aber gutes und erquickendes Mahl von Milch, Brot, Butter und Käse.

So kamen wir in fröhlicher Gesellschaft, ja oft ausgelassen heiter, vom reinsten, klarsten und mildesten Wetter begünstigt über Bruck nach Grätz, der

Hauptstadt von Steiermark, und von da, ohne uns länger als nöthig aufzuhalten, nach **Marburg**, der an der **Drau** liegenden Hauptstadt des nach ihr benannten Kreises. Die Stadt ist unbedeutend, und ich würde sie vielleicht kaum genannt haben, wären wir nicht dort Zeugen einer Scene geworden, die ich ihrer charakteristischen Komik wegen dem Leser mitzutheilen nicht unterlassen kann.

Schon am Thore des Städtchens wurde unsere, wie ich schon erwähnte, überaus heitere und zu Scherz und tollem Zeuge aufgelegte Stimmung noch erhöht durch eine italiänische Kunstreitergesellschaft, die, von der halben Einwohnerschaft Marburgs gefolgt und umgeben, auch uns zum Haltmachen nöthigte, und durch ihren höchst komischen, lumpig flitterprächtigen Aufzug unserer Lachlust reichen Stoff gab. So vorbereitet und empfänglich gemacht für alles Lächerliche kamen wir vergnügt und seelenfroh in dem Gasthofe der Stadt an, wo unser eine Scene harrte, die an Komik und Lächerlichkeit von nichts übertroffen ist, was ich je gesehen.

Es logirte nämlich in dem Gasthofe ein asiatischer, wenn ich nicht irre, ein **persischer** Prinz, der zum Vergnügen, vielleicht auch zu seiner Ausbildung, wenn nicht etwa gar in diplomatischem Interesse das mittlere und südliche Europa bereiste. Wie wir, kam

auch er von Wien und wollte nach Italien. Allein unterweges von einer heftigen und nicht gefahrlosen Krankheit befallen, war er in Marburg in dem Gasthofe, in welchen das Geschick uns führte, liegen geblieben und hauste schon länger als drei Wochen daselbst. Die Krisis der Krankheit war vorüber, und der Prinz befand sich auf dem besten Wege zur Genesung; nur mußte er sich streng an die von den Aerzten ihm vorgeschriebene Diät halten und eine sehr vorsichtige Auswahl in seinen Speisen treffen, was er auch mit der größten, ja ängstlichsten und peinlichsten Gewissenhaftigkeit that.

Unglücklicherweise hatte der Koch aus Versehen sich bei der Zubereitung einer Suppe oder irgend einer anderen Speise gegen die strengen und bis ins einzelnste genauen Befehle seines hohen Herren versündigt, daß dieser in seinem gerechten Zorn zweien seiner Diener befahl, den Verbrecher an der Wand seines Corridors aufzuknüpfen. Was gilt auch ein Menschenleben gegen die hochfürstlichen Magenbeschwerden eines orientalischen Despoten?! Die Diener legten auch alsbald Hand ans Werk. Der Gastwirth, ein treuherziger, ehrlicher Steiermärker, hört in dem oberen Stockwerk ein starkes Hämmern, so stark und heftig, daß er zu fürchten beginnt, man möchte die neu geputzten Wände seines Hauses beschädigen.

Halb neugierig, halb ärgerlich eilt er, so gut es ihm sein Embonpoint erlaubt, die Treppe hinauf und sieht hier einen der Diener seines fürstlichen Gastes auf einem Tische stehen und ämsig damit beschäftigt, einen eisernen Haken von der Länge und Dicke etwa eines kleinen Kinderarmes in die Wand zu treiben. Erstaunt fragt der gutmüthige Alte, was das bedeuten solle, und mit der größten Seelenruhe, ohne sich stören zu lassen, ja ohne auch nur einmal sich umzusehen, macht ihm der Diener verständlich, der Koch solle auf Befehl des Prinzen, seines Herren gehenkt werden. Der überraschte und noch mehr erschrockene Wirth weiß nicht, ob er das für Scherz oder Ernst halten soll; indessen faßt er sich bald und läuft der Sicherheit wegen nach dem Polizeiamte, um dort sogleich Anzeige zu machen. In kurzer Zeit befand sich auch die ganze irgend disponible Polizeimannschaft im Gasthofe und um denselben, und das war die Scene, von der wir Augenzeugen waren. Der Prinz war herausgekommen und parlamentirte durch seinen Dolmetscher mit dem ersten der Polizeibeamten. Die Unterredung wurde bald sehr heftig. Man stelle sich zwei Leute vor von ganz verschiedenen Nationalitäten, ja aus verschiedenen Welttheilen, von verschiedenen Ständen, verschiedener Religion, verschiedener Sprache und gänzlich entgegengesetzten und sich widersprechenden Denkweisen und

Begriffen, ohne auch nur den geringsten gemeinsamen Boden, ja ohne einen einzigen Berührungspunkt als eben den streitigen, worin keiner dem anderen ein Recht zugestehen will! — Vergeblich bemühete der Polizeibeamte sich, dem Prinzen das Unrechte und Unsinnige seines Verfahrens begreiflich zu machen; dieser blieb beharrlich bei der Behauptung seiner unbedingten Macht über das Leben seiner Untergebenen, und des Unrechtes jener Behörde, sich in seine privaten und persönlichen Verhältnisse einzumengen. Beide erhitzten sich immer mehr, und der Polizist erklärte zuletzt, es bliebe ihm nichts anderes übrig als der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen; in Deutschland stehe jeder, der niedrigste so gut wie der höchste, unter dem Schutze des Gesetzes; es stehe keinem zu über das Leben des anderen nach Willkür und Belieben eigenmächtig zu bestimmen; wer tödte erleide wieder den Tod, und wenn Seine Hoheit nicht augenblicklich von Ihrem Vorhaben abständen, so sähe er sich zu seinem Bedauern genöthigt, Dieselben zu verhaften. Der Prinz sah, daß nichts zu machen war; voll Wuth sprang er auf, schlug sich mit der Faust vor die Stirn, schimpfte und fluchte in schlechtem und gebrochenem Französisch auf Deutschland und seine Polizei, und gab endlich das Versprechen, den Koch ungefährdet zu lassen. Die Polizei entfernte sich, ließ

indeß, da man dem Frieden nicht recht traute und die Grundsätze orientalischer Fürsten über das Halten gegebener Versprechungen nicht kannte, eine Wache zurück, welche sich die Nacht hindurch nicht entfernen durfte. Unter ihrem Schutze schlief der Unglückliche, der dem Tode so nahe vorbeigegangen war, ruhig neben der Küche und pries gewiß von Herzen die europäische Gesittung und Civilisation. So überaus lächerlich die ganze Scene für uns gewesen war, so erregte doch der Koch unser aller Theilnahme und besonders die des alten Wirthes in dem Maße, daß er bei dem leisesten Geräusch in dem von dem Prinzen bewohnten Stockwerke sogleich hinauflief und sich ängstlich von dem Leben und der Sicherheit seines Schützlings durch eigenen Augenschein überzeugte.

Am nächsten Tage verließen wir den Gasthof und die Stadt Marburg und eilten immer südwestlich aus dem schönen, heiteren Steiermark durch das wildere, finstere, groteskere Kärnthen und Krain auf Triest los. Was es auf diesem vielbefahrenen und betretenen Wege etwa an Naturschönheiten oder durch historische Erinnerungen Merkwürdiges giebt, das ist von gelehrterer und kundigerer Feder, als die meinige, dem Leser, der sich dafür interessirt, beschrieben worden. Ich habe auch schon in dem oben Gesagten

bemerkt, daß diese Blätter keine Reisebeschreibungen sondern nur Schilderungen rein persönlicher Erlebnisse und Eindrücke bringen sollen. Ich übergehe deßhalb die übrige Reise, da wir eben keine Abenteuer erlebten und ich auch keines besonders wichtigen, tiefen und haftenden Eindruckes von derselben her mich zu erinnern vermag.

Am heiligen Abende vor dem Pfingstfeste kam ich in Adelsberg, einer Poststation, und zwar der letzten vor Triest, an. Schon von jeher hatte ich viel von den berühmten adelsberger Höhlen gelesen und gehört, und wie ich es mir damals, obgleich ich Ursach zur Eile hatte, nicht versagen konnte, meinen Aufenthalt zu verlängern, um jene kennen zu lernen, so kann ich es mir jetzt nicht versagen, dem Leser ein allerdings nur schwaches Bild von dem merkwürdigen Zauber zu entwerfen, mit dem mich der Anblick derselben erfaßte. Ich hatte eine glückliche Zeit getroffen; ich erfuhr nämlich, daß nur ein einzig Mal im Jahre die eine der Grotten glänzend erleuchtet würde, nämlich am zweiten Pfingsttage, an welchem die Landleute der Umgegend ein Volksfest mit Tanz und Schmaus in derselben begingen. Ich hätte es mir nicht vergeben können, etwas der Art zu versäumen; ich beschloß also um jeden Preis die zwei Tage dort zu verweilen, und ich kann versichern, ich habe es nie bereut.

Schon am ersten Tage des Pfingstfestes kamen zahllose Schaaren von Fremden aus der ganzen Umgegend, von Triest, ja sogar von Venedig herbei geeilt, noch viel mehr aber am zweiten, dem eigentlichen Festtage. An ein Unterkommen in Gasthöfen oder Privatwohnungen war nicht zu denken. Hunderte und Tausende von Fremden campirten auf dem freien Felde und in ihren Wagen und zehrten von selbst mitgebrachtem Mundvorrath. Das rege, lebendige Treiben und Drängen der frohen und neugierig harrenden Menge, die vielen verschiedenen, zum Theil höchst malerischen Trachten, das schöne Thal, welches nach beiden Seiten, so weit das Auge reichte, von einer ununterbrochenen Bergkette begränzt war, alles das gewährte einen überaus reizenden Anblick.

Um zwei Uhr Nachmittags öffneten sich unter dumpfem Knarren die schweren Pforten, welche den Eingang zu den Höhlen verschlossen. Man löste für eine kleine Summe von den dort sitzenden Verkäufern Einlaßkarten. Gleich am Eingange standen mehr als hundert Fackelträger, welche den Fremden als Führer dienten; der Sicherheit und Ordnung wegen trugen sie jeder eine Nummer am Hute. Von zweien dieser Fackelträger geleitet traten wir, eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, in das Innere der ersten Grotte. Ein langer, feuchter Gang in dicke, starke Felsen gehauen,

führte uns durch mehre kleinere Höhlen von Tropfstein. Schon von Anfang an vernahmen wir ein dumpfes Brausen, das, je weiter wir hinein gingen, desto stärker und tosender wurde und zuletzt in ein förmliches Gebrüll sich verwandelte. Unwillkürlich wurden wir alle von einem Schauer ergriffen. Nach kurzer Zeit standen wir auf einem Felsen, von welchem aus man die Umgebungen eine ziemliche Strecke weit überschauen konnte, und hier lernten wir die Ursache jenes tosenden Schalles kennen. Unter uns nämlich brauste ein breiter, reißend schneller Strom, der etwa an dem Fuße des von allerlei merkwürdigen Felsengestaltungen umgebenen Steinblockes, auf welchem wir standen, einen schönen Wasserfall bildete. Mit wüthender Gewalt stürzte von einer Seitenwand das Wasser hinab in die schäumende Fluth, welche die Grotte mitten durchschnitt und in wildem Strome sich unaufhaltsam in einen tiefen Kessel ergoß. Eine starke steinerne Brücke führt über den Strom, an dessen beiden Ufern unzählige Lampen brannten und unseren Weg zauberhaft beleuchteten. Nur mit Mühe konnten wir uns von diesem ergreifenden Anblick trennen, und nur das Treiben unserer Führer, welche uns auf die Kürze der Zeit und die Länge des Weges aufmerksam machten und uns, wie den Kindern, neues und schönes zu zeigen versprachen, vermochte uns,

weiter zu gehen. Wird man doch im Anschauen der Natur, unserer gemeinsamen Mutter, sich seiner wieder einmal als ein Kind bewußt!

Nachdem wir einen neuen, ziemlich hohen Felsen erstiegen hatten, kamen wir in eine kleine, höchst anmuthige Grotte, welche unter dem Namen der Fleischerbank bekannt ist. Und wirklich bildeten die Steine die Gestalt einer Fleischerbank mit darüber aufgehängtem Fleische, an der Seite einen Hauklotz, wie ihn die Fleischer in der Regel haben. Ueber uns und um uns her bildeten Zapfen von blendend weißem Krystall die lieblichsten und abenteuerlichsten Gestalten. Eine fröhliche Musik tönte uns entgegen und verkündete uns die Nähe des sogenannten Tanzsaales, in welchen wir auch bald gelangten.

Dieser Tanzsaal ist ein hoher, fast regelmäßiger Raum, schön wie die anderen, jedoch mehr durch Kunst verziert. Ein völlig geebneter Boden von hartem, festgetretenem Sande macht ihn zu seinem Zwecke geeignet, und eine zahllose Menge von Lampen verbreitete auch hier ein wahres Lichtmeer. Seitwärts ragte ein kleiner, scharf markirter Felsen hervor, von welchem herab ein gut besetztes Musikchor eine rauschende Musik ertönen ließ, nach deren schnellen Weisen das muntere Landvolk, in seinen besten Sonntagsstaat gekleidet, froh und lustig umherhüpfte und auch

manchen der durcheilenden Fremden zur Theilnahme an seiner Freude, und nie ohne Erfolg, aufforderte.

Von hier kamen wir zu einer anderen Höhle, an deren Eingang eine Militärwache unsere Aufmerksamkeit erregte. Diese Grotte war die sogenannte Rüstkammer, das merkwürdigste, was ich in dieser Art gesehen. An den Wänden entlang sieht man Steinbildungen in der Gestalt von Gewehren, Lanzen, Schwertern, Degen u. s. w.; von der Decke herab wehen zwei Fahnen, und hinter diesen sind zwei sich schnäbelnde Täubchen, so schön und natürlich, daß man im ersten Augenblicke Kunstgebilde schaffender Menschenhand zu sehen meint.

So waren wir in stetem Wechsel bereits vier Stunden vorwärts geschritten und hatten immer noch nicht das Ende jener wunderbaren Naturgestaltungen erreicht; ja unsere Führer sagten uns sogar, daß wir dazu eine noch weit längere Zeit gebrauchen würden als wir schon darauf verwandt hätten. Wir waren körperlich ermüdet, vom vielen Sehen abgespannt, und unsere Schuhe waren durch und durch naß; deshalb beschlossen wir den Rückweg anzutreten. Es war schon spät am Abend, als wir den Ausgang der Grotten und somit das Freie wieder erreichten. Bald gelangten wir in unseren Gasthof, wo wir einen Theil der Gesellschaft, welcher mit uns zugleich die Höhlen

betreten, seiner Wanderung aber viel früher als wir ein Ziel gesetzt hatte, schon lärmend und jubelnd vorfanden. Es waren meist Triestiner und Venetianer, Leute, die sich zum Theil nie gesehen hatten und einander vielleicht nie im Leben wiedersehen sollten, alle hier durch den gemeinsamen Zweck, durch ein und dasselbe Ziel der Reise zusammengewürfelt und durch den gehabten großartigen Genuß für einen Augenblick einander auch geistig und moralisch nahe gestellt, aber wiederum nicht so nahe, daß der Gedanke der nahe bevorstehenden Trennung etwa trübe und störend hätte einwirken sollen. Das in einem jeden von uns rege Bewußtsein: „wir sehen einander nicht wieder," machte, daß jeder Alles gab was er hatte, sich selbst gab, ganz wie er war, und auch den anderen ganz zu genießen suchte — genug wir verlebten eine herrliche, mir stets unvergeßliche Nacht. Der anbrechende Morgen des dritten Pfingsttages fand uns noch wach und froh beisammen, und erst als die Sonne hoch und warm am blauen Himmel stand, rüsteten wir uns zum Aufbruch und fuhren in Gesellschaft von etlichen und zwanzig Wagen ab gen Triest.

Triest ist, wie schon bemerkt, eine Poststation von Adelsberg entfernt. Der Weg führt zwischen Hügel- und Bergketten hin, und man hat, so lieblich und erfreuend auch der Anblick der fruchtbaren Gegend ist,

doch eben keine merkwürdige, namentlich keine weite Aussicht. So wie man aber den Gipfel des etwa eine Stunde vor Triest liegenden Berges erreicht hat, breitet sich der überraschendste und schönste Anblick dem erstaunten Auge auf einmal dar. Vor sich erblickt man die Stadt Triest mit ihren Thürmen und hochragenden Schornsteinen der vielen in ihr befindlichen Fabriken. Sie ist von steilen Bergen umschlossen und nur nach einer Seite offen. Nach dieser Seite hin erblickt man hinter der Stadt den schönen, geräumigen Hafen mit seinen Molo's und den tausend bunt bewimpelten Masten; und wieder hinter diesem öffnet sich eine prachtvolle, majestätische Fernsicht auf das adriatische Meer mit seinen brausenden und brandenden Wellen, die zahllose, bald auftauchende, bald wieder verschwindende Schiffe an unserem Auge vorbeitrugen. Mitten aus dem Meere ragt ein hohes, rundes Gemäuer, der Leuchtthurm, der am Abend und bei Nacht sein blendendes Licht weit hinausstrahlt, dem irrenden Seefahrer eine Leuchte und eine Fährte. Auf unserem Wege und an dem Ufer entlang stehen auf den Anhöhen von Wein umrankt die schönsten Villen und Paläste. Der Anblick ist reizend und entzückend schön. Je mehr wir uns der Stadt näherten, ein desto regeres Leben und Treiben empfing uns; Matrosen, Bürger, Handelsleute, Eseltreiber mit voll

bepackten Lastthieren eilten in buntem Gemisch an uns vorüber und bildeten in ihrer trockenen Prosa einen nicht unangenehmen, pikanten Kontrast zu der reichen, malerisch begeisternden Poesie der Gegend.

Triest ist eine Stadt von mehr als funfzigtausend Einwohnern, die aus allen Enden der Welt, aus allen Ländern und von allen Völkern gemischt sind. Man findet hier Italiäner, Deutsche, Franzosen, Juden, Griechen, Armenier u. s. w., alle durch gewerbliche und Handels-Interessen daselbst zusammengeführt. Die am meisten gesprochene und gehörte Sprache ist das Italiänische, doch nähern sich die Sitten und Lebensgewohnheiten der Einwohner bei weitem mehr denen des mittleren und nördlichen Europa. Die Stadt liegt schön, allein ganz entblößt von Bäumen und Schatten; der einzige Ort, wo man deren findet ist der sogenannte Hundsberg, (il Boschetto), ein beliebter Spazirgang. Ein anderer vielbesuchter Lustort ist das Dorf Servola am adriatischen Meere, wo auch die besten Austern gefangen werden sollen. Merkwürdigkeiten bietet Triest für den Fremden wenige dar; das Hauptinteresse nimmt der ungeheure Handelsverkehr und was damit in Beziehung steht, das überaus lebendige Treiben und Wogen auf den Molo's am Hafen, in Anspruch. Dort war mein Lieblingsaufenthalt, und es gewährte mir ein eigenes Vergnü-

gen, dem Ausladen der Schiffe zuzusehen. Um Mittagszeit lag der Platz ganz voll von hoch aufgethürmten Haufen von Waaren allerlei Art, Apfelsinen, Citronen, Feigen, Ballen und Kisten, auch einem zur Höhe etwa eines kleinen Häuschens aufgelagerten Berge lebender und verworren durch einander kriechender und wimmelnder Schildkröten. Von Zeit zu Zeit wurde ich durch Kanonenschüsse erschreckt; es waren die Signale ankommender Segelschiffe und Dampfbote, welche in geringer Entfernung am Ufer vorbei nach der Quarantaine hin fuhren. Des Abends besuchte ich die italiänische Oper, und nach dem Ende derselben schiffte ich mich, etwa um zehn Uhr, mit einem geringen Theile der von Adelsberg mit mir kommenden Gesellschaft auf dem Dampfbote nach Venedig ein.

So heiter der Tag begonnen, und so schön das Wetter bis zum Abend hin sich gehalten, so begann um die Zeit unserer Abfahrt so manches Vorzeichen einer unruhigen und für den auf dem Meere Befindlichen nicht ganz gefahrlosen Nacht sich zu zeigen. Es hatte sich ein starker Wind erhoben, die See ging hoch, der Himmel war dick umwölkt, und nur ein heftiges Wetterleuchten erhellte von Zeit zu Zeit den sonst pechschwarzen Horizont. Die Reisenden begaben sich hinunter in die Kajüte, und ein jeder suchte sich

sein Nachtlager so gut und so bequem, als es eben gehen wollte, einzurichten. Kaum hatte ich auf dem meinigen mich zurecht gefunden, als ein heftiger Donnerschlag uns alle erschreckte. Gleich darauf hörten wir die Löwenstimme des commandirenden Capitäns erschallen, und das Sprachrohr trug dröhnend seine Befehle bis an die äußersten Enden des Schiffes. Dieses wurde bald rechts bald links auf die Seite geschleudert, und alles im Inneren desselben, was nicht niet- und nagelfest war, lag in bunter Unordnung durch einander geworfen. Was unsere Noth und Angst noch erhöhte, war dies, daß bei den meisten der Passagiere sich bedeutende Spuren der Seekrankheit zu zeigen begannen; wer wie ich noch davon verschont geblieben war, dem hätte von dem Anblick der kämpfenden und ringenden Reisegesellschaft schon übel zu Muthe werden mögen. Dabei hörten wir, wie der Sturm durch die Masten pfiff und die Wellen über dem Decke zusammenschlugen, einige wollten gar schon bemerkt haben, wie an verschiedenen Stellen das Wasser bis in die Kajüte gedrungen wäre.

Plötzlich wurden wir durch einen gewaltigen Stoß zusammengeworfen, und in demselben Augenblicke ertönte oben ein furchtbares Geschrei: „Rettet euch! Rettet euch!" „Hilfe! Hilfe!" schrien die Passagiere; in wetteifernder Eile stürzte alles hinauf nach dem

Decke; selbst die schwächsten und am meisten von der Seekrankheit angegriffenen trotzten ihrem Leiden und drängten sich ins Freie, um von ihrer Lage sich durch den Augenschein zu überzeugen. Was man gefürchtet, war geschehen; das Schiff war auf eine Sandbank gerannt und saß fest — Dank seiner sicheren Bauart, daß es nicht leck geworden oder von der furchtbaren Gewalt des Stoßes gar geborsten war!

Fluchend und vor Wuth außer sich rannte der Capitän hin und her; endlich beruhigte er sich soweit, um seine Befehle zum Flottmachen des Fahrzeuges zu geben. Die Leute arbeiteten mit riesiger Anstrengung und in beständiger Gefahr, von Sturm oder Wellen fortgerissen zu werden. Allein vergebens. Das Schiff rückte und rührte sich nicht von der Stelle. Man feuerte von Zeit zu Zeit Nothschüsse ab. Auch dies war umsonst. An eine Hilfe von außen her war in der furchtbaren Nacht nicht zu denken!

So hatten wir viele, ewig lange Stunden in Angst und Noth, unter Weinen und Beten, unter Hoffen und Furcht des Todes in dieser schrecklichen Lage zugebracht. Das Gewitter war vorüber, der Sturm hatte sich gelegt, und ziemlich klar und heiter begann der Morgen heraufzuziehen. Mit der steigenden Morgenröthe stieg auch unser Muth; hatten wir doch die Nacht überstanden, und konnte man doch jetzt die

Gefahr, in der man sich befand, mindestens sehen. Endlich wurde die unermüdete, angestrengte Arbeit der Schiffsleute durch den Erfolg gekrönt; das Fahrzeug fing an sich ein wenig zu bewegen und bald war es ganz frei. Aber ebenso frei wurde auch unser aller Brust; wir jauchzten auf vor Freude, wir fielen einander in die Arme und suchten, so weit es in unseren Kräften stand, die Leute für ihre muthvolle und aufopfernde Anstrengung zu unserer Rettung durch reichliche Gaben zu entschädigen. Konnte man auch einem jeden, den Reisenden, wie selbst den ältesten unter dem Schiffsvolke die Spuren der erlittenen Angst und der überstandenen Mühsale und Beschwerden im Angesichte lesen, so thronte doch Freude und Lachen in aller Zügen, als der Dampf wieder arbeitete und die Räder das Meer aufschaufelten, die Rauchwolke aus dem Schornstein sich in weitem Zuge auswickelte, und durch die beruhigten Wellen hin das Fahrzeug seinem Ziele, der schönen Venetia, ungehindert entgegenflog.

Bald sahen wir die vielen kleinen Inseln, von welchen Venedig umgeben ist, mit ihren leuchtenden Thürmen im Schein der Sonne uns entgegenblinken, und es währte nicht lange, so fuhren wir in den Golf ein. Wir sahen und salutirten das schöne, große Linienschiff, das von Napoleon herstammend stolz

mitten im Golf paradirt; rechtshin bespülten die schäumenden Wellen einen schönen Garten, auch eine Anlage aus Napoleons Zeiten her, und zwar eine große Seltenheit für das im Meere selbst auf hundert und sechs und dreißig Inseln und, nach der gewöhnlichen Angabe, siebenundzwanzig tausend neunhundert und achtzehn Pfählen erbaute Venedig.

In der Nähe des Landungsplatzes kamen uns eine Menge Gondeln mit kleinen, meist schwarzen Häuschen entgegen gefahren, um die neu Ankommenden nach dem Sanitätsbureau zu bringen. Nachdem wir uns hier als aus einem gesunden Lande kommend legitimirt und Aufenthaltskarten gelöst hatten, fuhren wir auf eben solchen Gondeln in unsere Quartiere. Die Gondoliers haben ein eigenes Zeichen, woran sie Fremde, namentlich solche, die zum ersten Male nach Venedig kommen, erkennen. Die erwähnten Häuschen auf den Gondeln sind nämlich sehr klein; deßhalb geht jeder, dem das Fahren in jenen Gondeln und überhaupt venetianische Sitten und Bräuche geläufig sind, rückwärts in das Häuschen, um sich sogleich und bequemer setzen zu können. Geht nun einer, wie das jedem Fremden ganz natürlich ist, mit dem Gesicht vorwärts hin, so setzen diese Kerle voraus, daß man, ein Idiot, ihres Brauches und noch

mehr ihrer Taxe nicht kundig ist, und benutzen die Gelegenheit zu prellen.

Während der ersten Tage meines Aufenthaltes in der Lagunenstadt vermochte ich nicht einen Fuß aus der Thür zu setzen. Theils war ich von der überstandenen Reise mit ihren Anstrengungen und Gefahren zu sehr angegriffen, dann aber gesellte sich zu dieser Unannehmlichkeit noch das sogenannte venetianische Fieber, ein Unwohlsein, welchem in Folge des den meisten Ankommenden ungewohnten Klimas und der den Kanälen der Stadt entsteigenden Ausdünstungen der größte Theil der Fremden einige Tage unterworfen ist.

Venedig ist am Tage wenig belebt; wenigstens halten sich die höheren Klassen der Gesellschaft, namentlich in der warmen Jahreszeit, den Tag über in ihren Häusern verborgen. So wie aber der Abend mit seiner erquickenden Kühle hereinbricht, lebt und webt alles im lustigen Treiben und buntem Gemisch durcheinander; die Promenaden, die Lustörter, die ein und funfzig Plätze der Stadt, die Theater, welche übrigens erst gegen halb zehn Uhr beginnen, alles ist von müßigen Menschen angefüllt. Das Haupttreiben aber concentrirt sich auf dem Marcusplatze; rings herum um denselben ziehen sich Spazirgänge; eine Menge Caffeehäuser, Conditoreien und Speisesäle gewähren

dem Körper Labung und dem Geiste Aufheiterung und Abwechselung durch die vielen Gaukler, Taschenspieler, Declamatoren u. dgl., die an solchen Orten für wenige Kreuzer ihre Künste sehen und hören lassen. Auf den Promenaden um den Platz treibt sich vornehme und geringe Welt einander begaffend, mitunter auch wohl sich einen Scherz erlaubend, müßig umher. Was mich besonders interessirte waren die jungen, meist sehr schönen Blumenmädchen, welche mit der anmuthigsten Grazie den Fremden Blumensträuße anbieten und sich dann, oft ohne eine Spende erhalten zu haben, mit der zartesten Zurückhaltung entfernen.

Geht man von dort etwas weiter an der Riva entlang, so sieht man hier und dort Schaaren von mehreren hundert Menschen zusammen stehen, welche durch ein schallendes Gelächter ihrer Freude an den Späßen eines Marionettentheaters oder irgend einer anderen volksthümlichen Belustigung Luft machen. Dabei sieht man zahllose Gondeln, welche hier die reichen und rasselnden Equipagen anderer Städte ersetzen, hin und her ziehen, und mit Vergnügen vernimmt das Ohr das melodische Plätschern ihrer Ruder. Mit einem Worte, es ist ein wonniger Genuß, ein Abend in Venedig.

Und dabei ist die Stadt nur ein Schattenbild dessen,

was sie gewesen! Ueberall trifft man auf Erinnerungen einer früheren, besseren Zeit; ein großer Theil der Stadt liegt todt und verwaist da, eine Menge Paläste stehen leer und verödet, Fenster und Thüren vernagelt — es beschleicht den Beschauer ein trauriges Schmerzgefühl bei dem Gedanken an so viel gefallene Größe, an so viel einst blühende, jetzt welke und entblätterte Schöne! Dazu der Gedanke, daß es unter den wenig mehr als Hunderttausend Einwohnern über zwanzigtausend Bettler giebt, denen ihre Arbeit, wenn sie überhaupt deren haben, nämlich das Perlenreihen, so wenig bringt, daß sie selbst vor dem bittersten Hunger nicht dadurch geschützt sind! — doch ich komme hier auf ein Thema, das auf allgemeine sociale Fragen der Gegenwart hinführt, und welches ich, da ich darüber nicht belehren und nicht helfen kann, lieber unerörtert lassen will.

So viel von dem Eindrucke, den ich von dem Leben in Venedig empfangen und behalten habe. Die Beschreibung der Stadt mit ihren vierundsechzig Palästen, worunter der prachtvolle und historisch merkwürdige Dogenpalast, dessen Löwen, dessen Dogenbilder, dessen schauderhafte mit unschuldig vergossenem Blute besprengten Gefängnisse allbekannt sind — die dreihundert und sechs Brücken, welche die verschiedenen Inseln mit einander verbinden, und worunter manches

schöne Kunstwerk ist — die Marcuskirche mit ihren vier metallenen Pferden, welche das Schicksal der Pferde auf dem brandenburger Thor zu Berlin theilten, und die hundert acht und zwanzig anderen Kirchen — die Klöster, Schulen, Sammlungen und übrigen Institute der Stadt — alles dies ist zum Theil schon so oft und viel beschrieben, daß eine neue Beschreibung überflüssig wäre, theils aber und so weit eine solche doch noch zu wünschen ist, muß ich dieselbe einer kundigeren und gewandteren Feder überlassen.

Eine Audienz bei Louis Philipp.

Ich war im Jahre 1842 bei der Schuhmann'schen Schauspielergesellschaft in Mainz für die Sommermonate auf ein Gastspiel in Paris engagirt worden. Die Finanzen des Instituts standen, wie ich nachher ersah, auf sehr schwachen Füßen; bei den meisten der Bühnenmitglieder war die Direction mit der Gage noch bedeutend im Rückstande, und sie hoffte durch den Aufenthalt in Paris sich einigermaßen aufhelfen zu können. Wirklich schien diese Hoffnung in Erfüllung gehen zu wollen; wir hatten schon mehre Vorstellungen bei sehr gefülltem Hause und wahrlich nicht zum Nachtheil der Kasse gegeben.

Da trat ein Ereigniß ein, welches ganz Frankreich mit Schmerz erfüllte, ich meine den plötzlichen und unverhofften Tod des liebenswürdigen und allgemein betrauerten Prinzen von Orleans. Wurde die königliche Familie und das ganze Land durch diesen furcht-

baren Fall zum lebendigsten, innigsten Wehegefühl erregt und in die tiefste Trauer versetzt, so wurden wir, abgesehen von unserer Theilnahme und unserem Mitgefühl mit dem Schmerz des ganzen Landes, noch besonders in die peinlichste Verlegenheit gestürzt. Die Landestrauer schloß alle öffentlichen Vergnügungen, also auch die Bühnen; wir waren außer Brot gesetzt, und wer nicht, wie ich, etwas zuzusetzen hatte, der war der größten Noth preisgegeben. Ich blieb noch einige Wochen in Paris; da indessen mein Aufenthalt eben nicht sehr lange ausgedehnt werden sollte, so hielt ich es nicht für nöthig, auf die kurze Zeit mir einen Traueranzug, wie ihn sonst alle irgend anständigen Damen in Paris trugen, anfertigen zu lassen.

Eines Tages speiste ich in einem Hotel, in welchem eine eben so zahlreiche als ausgesuchte Gesellschaft sich zu versammeln pflegte. Mir gegenüber saßen zwei Herren, mit welchen ich schon oft hier zusammen getroffen und so einigermaßen bekannt geworden war. Sie waren gesprächig und heiter und unterhielten mit ihren Scherzen und ihren oft recht witzigen Neckereien die ganze Tischgesellschaft. Auch mein bunter, farbiger Anzug, welcher allerdings etwas grell gegen die tief schwarze Tracht der übrigen Damen abstach, gab ihnen Stoff zu Bemerkungen. Sie sprachen ihre Verwunderung darüber aus, daß ich, wenn auch eine

Deutsche, doch nicht so viel Theilnahme für Frankreich hätte, um den Tod seines Thronerben zu betrauern, und der eine setzte hinzu, sowohl der König, als die Behörden, wenn sie es wüßten, würden mich sehr mißfällig betrachten.

„Meine Herren," erwiderte ich, „ich traue Ihren Behörden und dem Könige der Franzosen mehr Liberalität zu als Sie; ich bin überzeugt, beide werden Rücksichten nehmen und billige Ausnahmen gestatten. Ich bin, wie Sie vielleicht wissen werden, eine deutsche Schauspielerin. Wir sind hierher gekommen, um aus unserer Kunst Geld zu machen. Durch das Unglück, welches Sie alle getroffen, ist ein Theil meiner Genossen der Armuth und Noth ausgesetzt worden, und ich habe es vorgezogen, das wenige, was ich überflüssig hatte, zur Unterstützung meiner armen Landsleute zu verwenden, als einer bloß äußeren conventionellen Form damit genug zu thun. Uebrigens, glauben Sie mir, beklage ich den Tod ihres liebenswürdigen Prinzen eben so aufrichtig als es nur eine Tochter Frankreichs thun kann, und wüßte ich, daß der König bereit wäre mir meinen Verlust einigermaßen zu ersetzen, so wäre ich gewiß die erste, auch die Dehors der Trauer zu beobachten."

„Wer weiß?" entgegnete mit halb spöttischem, halb Vertrauen erweckendem Lächeln der Franzose. „Es

käme auf einen Versuch an. Wir Franzosen sind bekanntlich den Damen gern gefällig, und der König steht seinem Volke darin gewiß nicht nach. Ein wenig Muth und —"

„O, daran mein Herr fehlt es mir nicht. Hätte ich die geringste Aussicht, meine Bitte erfüllt zu sehen, so würde ich mich wahrlich nicht scheuen, dem König Ludwig Philipp dieselbe mündlich vorzutragen."

„So weit man den König kennt," sagte der Herr, „glaube ich, Ihnen die Genehmigung ihres Gesuches fast mit Sicherheit prophezeihen zu können, wenn Sie nämlich erst den Muth haben, Ernst damit zu machen."

„Sie zweifeln noch? Es gilt eine Wette, wenn es Ihnen beliebt." —

„Gut. Zehn Napoleonsd'or, wenn Sie beim Könige reüssiren." —

Ich hatte gerade nicht allzu viele Napoleonsd'or zu verwetten. Indessen ließ ich mich vom Augenblicke hinreißen; auch schämte ich mich wohl klein beizugeben. Ich nahm die Wette an, und der Franzose rief noch einmal: „Also zehn Napoleonsd'or! Sie, meine Herrschaften sind Zeugen. Zehn Napoleonsd'or!" —

Da ich wußte, daß der König das Deutsche sehr geläufig liest und auch gut spricht, so setzte ich ein

Gesuch in meiner Muttersprache auf, worin ich ihm meinen und meiner Unglücksgenossen großen Verlust vorstellte und um einigen Ersatz desselben für meine Person bat. Ich unterrichtete mich bald von den Mitteln und Wegen zu einer Audienz zu gelangen; dies wurde mir sehr leicht, und ich stellte mich an dem dazu anberaumten Tage mit meinen Papieren versehen zu rechter Zeit ein.

Der Saal war gefüllt mit Leuten der verschiedensten Stände, die alle in gleicher Absicht mit mir gekommen waren. Ich stellte mich unter sie und blickte neugierig und etwas ängstlich gespannt auf die Thür, durch welche der König erscheinen sollte.

Nicht sehr lange hatte ich geharrt, als er herein trat. Der Eindruck, welchen er auf mich machte, war der eines von Kummer tief gebeugten, aber nicht gebrochenen Mannes. Der Gram hatte deutliche Zeichen auf seinem Antlitze eingegraben, seine Augen lagen tief, der Blick war matt, der Gang langsam und etwas gebückt; dennoch hatte seine Haltung etwas gemessenes, würdevolles, ehrfurchtgebietendes; sie gab Zeugniß von der ihm innewohnenden moralischen Kraft, von der gewaltigen Energie seines Willens, der selbst dieses tiefen und bitteren Schmerzes Herr geworden war.

Langsam durchschritt er die Reihen, indem er der

Ordnung nach die Bittschriften abnehmen ließ oder auch selbst abnahm, hier und dort auch wohl mit den einzelnen einige Worte wechselte. Jetzt stand er bei mir und forderte mich durch einen Blick auf, ihm mein Gesuch zu überreichen. Ich that es mit einer Verbeugung, wobei ich ihm dreist und unbefangen ins Auge schaute. Flüchtig und schnell durchlas er die Zeilen, blickte mich scharf an und sagte: „Sie werden in kurzer Zeit Antwort erhalten.“

Ich verbeugte mich wieder und wollte gehen, als der König mich zurückrief und fragte, ob ich als Fremde auch meine Adresse ordentlich angegeben hätte. Doch noch ehe ich Zeit gehabt zu antworten, hatte er schnell den Brief noch einmal angesehen und sprach: „Ja, ja, es ist schon gut! Sie werden bald Antwort erhalten.“

Somit war ich entlassen und verließ den Audienzsaal. Acht Tage waren vergangen, und noch schwebte ich ohne Antwort in Ungewißheit über den Erfolg meines Schrittes und den Ausgang meiner Wette. Da endlich erhielt ich eines Morgens eine Vorladung zur — Polizei. Eine solche hatte ich allerdings nicht erwartet. Die Polizei ist für Erwachsene das, was für Kinder der Knecht Ruprecht mit seinem Pelz, seiner Ruthe und seinem Sacke ist: man traut ihnen beiden nichts gutes zu und hält sich gern in einer

respectvollen Entfernung von ihnen. Ich hatte zwar ein politisch und polizeilich vollkommen reines Gewissen, dennoch war ich nicht ohne Besorgniß. Ich fürchtete am Ende durch mein Gesuch Anstoß erregt zu haben und für meine Uebereilung und meinen Vorwitz mindestens einen Verweis, wo nicht eine Verweisung zu erhalten. Verzagt und schüchtern folgte ich der Vorladung; doch wurde ich schon freier und kühner gestimmt, als man mich höchst artig empfing und nach einigen unbedeutenden Nebenfragen bloß aufforderte, meine Identität mit der Bittstellerin zu beweisen. Das war bald und leicht gethan, und man beschied mich darauf nach der Hauptstaatskasse, wo mir zu meiner freudigen Ueberraschung die Genehmigung meines Gesuches angekündigt wurde. Ich unterschrieb eine Quittung, erhielt zwölf Napoleonsd'or ausgezahlt und hatte somit diese und meine Wette gewonnen.

Die stolze Gräfin.

Wir fuhren von Wien die schöne Donau hinab gen Pesth. Es war an einem jener reizenden Tage des Spätsommers, welche durch die ungetrübte Reinheit ihres Himmels, durch die süße Ruhe und die vollkommene Harmonie der Natur um uns her auch in unserem Inneren die durch die Stürme und das Ungewitter des Lebens oft, sehr oft gestörte Reinheit und Harmonie wenigstens auf Augenblicke wieder herzustellen im Stande sind. Schnell, aber doch in gleichmäßiger Bewegung glitt das Schiff den majestätischen Strom hinab, und in unendlichem Wechsel rollten tausend verschiedene, immer aber schöne und lachende Scenen an den heiteren Ufern vor unseren Blicken sich auf.

Die Gesellschaft auf dem Dampfbote war aus den verschiedensten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft zusammengeworfen, und obgleich im Anfange ein

cordialer und gemüthlicher Ton herrschen zu wollen schien, so hatten sich doch später die einzelnen einander mehr oder weniger verwandten Elemente zu einander geschlossen und vom Ganzen sich abgesondert. Namentlich war es eine österreichische Gräfin, die mit ihren Töchtern, deren Gouvernante und einem Gesellschaftsfräulein sich unter uns befand, welche durch ihr stolzes, hochmüthiges Wesen jene Sonderung mit herbeigeführt hatte. Jede Bewegung, jede Miene, jeder Blick bei ihr gab Zeugniß von dem erhabenen und erhebenden Bewußtsein ihrer Abstammung von ächter Aristokratie, von reinem Vollblut; und wenn auch vielleicht jeder der übrigen Reisenden sie innerlich verlachte und sich wenig um sie kümmerte, so war doch die erste alles gleich machende und jede sociale Schranke aufhebende Unbefangenheit in der Gesellschaft gestört.

So kam es, daß ich der ganzen Gesellschaft ziemlich fern blieb. Ich stand allein an den Bord gelehnt, schaute bald in die Gegend hinaus, bald in das Treiben auf dem Verdeck hinein und überließ mich meinen Gedanken, wenn anders die in solchem Zustande unwillkürlich und ohne bewußten Zusammenhang in uns auftauchenden Bilder und Vorstellungen diesen Namen verdienen. Endlich wurde mein Interesse wieder auf ein bestimmtes Ziel gelenkt. In

Komorn nämlich, einer kleinen ungarischen Festung, die hart an der Donau liegt, erhielt die Zahl der Reisenden einen Zuwachs. Zwei Herren, dem Aeußeren nach von gutem Stande, bestiegen das Dampfbot; ihnen folgten zwei Diener, welche eine Kiste aus weißem Holze trugen. Die Herren nahmen für sich Plätze in der ersten Kajüte, für die Diener in der zweiten. Das Benehmen der beiden Ankömmlinge verrieth Bildung und Gewandtheit; doch benahmen sie sich zurückhaltend und sogar etwas befangen. Dies erhöhete noch das neugierige Interesse, das man schon von vorn herein an jedem hat, mit dem man auf Reisen irgendwie zusammentrifft. Namentlich suchte die Gräfin die Fremden in ihre Nähe zu ziehen; vielleicht glaubte sie Leute von der haute volée gefunden zu haben, mit denen sie, ohne ihrem Range und ihrer Geburt etwas zu vergeben, sich unterhalten könne. Es wurde zur Tafel geläutet. Der ältere der Herren nahm neben der Gräfin, der jüngere neben einer ihrer Töchter Platz. Das Mahl, das heitere Wetter, das Interesse an den Fremden brachte wieder gemeinsame und bindende Elemente in die Gesellschaft, und das übrige that der Tokayer, um die Unterhaltung in sehr kurzer Zeit wieder recht belebt und mannichfach zu machen. Mein Tischnachbar, ein älterer Mann, dessen Humor und dessen Bekanntschaft

mit den Verhältnissen und den Persönlichkeiten der Gegend, die wir durcheilten, ihn für einen Eingebornen gelten lassen konnten, hätten nicht sein Dialekt und seine scharf gezeichneten Züge, in denen etwas ironisches lag, den Norddeutschen in ihm verrathen — bemächtigte sich des Gesprächs und lenkte dasselbe vom Reisen, vom Dampfe, von der Industrie u. s. w. auf die große, allgemeine Bewegung und die Fortschritte hin, die seit wenigen Jahren in dem Gebiete des Geistes gemacht worden sind. „Und," fuhr er fort, „was auf das herrlichste sich überall bewährt — und das ist tausendmal mehr werth als alle materiellen Vortheile — das ist die siegende Macht, die alles bewältigende Herrschaft des Geistes. Dieser Geist hat den Boden historischer Tradition schon an allen Enden untergraben, schon wanken die Hallen der Tempel und Burgen; bald stürzen sie ein, und auf ihren Trümmern baut ein neues Geschlecht neue Heiligthümer und Denkmäler seines Geistes und seiner Kraft. Ja, glauben Sie mir, es kömmt eine Zeit, und vielleicht ist sie nicht fern, wo die Klüfte, die die Menschen von den Menschen trennen, ausgefüllt, die conventionellen Scheidewände niedergerissen, alle Vorurtheile der Geburt und des Standes zu Grabe getragen und die Menschen nur nach ihrem wahren sittlichen und intellectuellen Werthe geschätzt werden sollen."

Die Sicherheit und Wärme, mit der er sprach, wirkte so lebendig und überzeugend, daß selbst die Gräfin ihm Beifall nickte und sich herabließ, auf die bessere Zukunft mit ihm anzustoßen, und es ihm sogar lächelnd verzieh, als er ein „Pereat den Aparten und Exclusiven“ ausbrachte.

„Aber“ — so fragte schüchtern, fast beklommen, der jüngere der beiden Fremden — „könnte man wirklich glauben, daß die bessere Gesellschaft je aufhören werde, exclusiv zu sein?“

Mit einem bedeutenden, nicht gerade ermunternden Blicke auf den Frager erwiderte mein Nachbar: „Gegen eines soll jeder Mensch, also auch die Gesellschaft sich exclusiv verhalten, ich meine gegen das Schlechte und Ehrlose, und gegen alle diejenigen, welche aus Eigennutz sich zu Werkzeugen dessen hergeben, was von ihrer Zeit geächtet ist.“

Wir alle kannten weder die Sprechenden noch die Beziehung der Worte. Daß diese aber getroffen hatten, sah man beiden Fremden an. Sie waren verlegen; das Gespräch stockte, und nach einigen mißlungenen Versuchen, es wieder zu beleben, hob man die Tafel auf. Die beiden Fremden entfernten sich, nachdem sie sich kurze Meerschaumpfeifen angebrannt, aus der Kajüte nach dem Verdecke. Die Verlegenheit und Verstimmung derselben hatte sich mehr oder

weniger allen mitgetheilt. Die Gräfin, wandte sich halb neugierig halb ängstlich an meinen Nachbar: „Sie sprachen sich, mein Herr," sagte sie, „vorhin in einer Weise aus, welche die beiden Fremden zu verletzen schien. Sie müssen sie kennen, und würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten mir zu sagen, mit wem ich mich so lange, und ich kann wohl sagen, so angenehm unterhalten habe."

„Ich kann Ihnen gern willfahren, meine Gnädigste," antwortete der Gefragte und fuhr mit schalkhaft erheuchelter Unschuld und Naivetät fort: „Der ältere der Herren, der Sie, gnädige Frau, zu interessiren schien, und der jüngere, der Ihrer Fräulein Tochter, wie ich bemerkte, auch nicht gerade unangenehm war, sind Vater und Sohn, beide Staatsdiener und auf einer Dienstreise begriffen. Ihre Pflicht ruft sie nach * * * *, wo der Sohn morgen die erste Probe seines Talents und seiner Geschicklichkeit ablegen soll. Es standen dort gestern zwei Verbrecher am Pranger, welche morgen Ihren beiden Cavalieren verfallen sind. Diese nämlich sind der Scharfrichter aus Komorn und sein Sohn und künftiger Nachfolger im Amte; die beiden Diener sind ihre Henkersknechte, und das Kästchen, auf welchen Euer Gnaden so eben Ihren linken Fuß zu stützen belieben, enthält die Werkzeuge ihres ehrenvollen Handwerks." Krampfhaft und voll

Schauder zog die Dame den Fuß von dem verabscheuten Kasten; sie zitterte, erbleichte und sank ohnmächtig hin. Wir standen der Gräfin bei, so gut wir konnten; sie kam bald wieder zu sich und wurde beruhigt. Wir alle waren von dem ganzen Vorfall unangenehm berührt, fanden aber eine kleine Genugthuung in der Betrachtung, wie hier auf die Sünde der Gräfin gegen die Gesellschaft, gegen die Humanität und die Vernunft, die Strafe so bald erfolgt war.

Reise von Fokschany nach Kronstadt.

Es war im März, als ich eine meine Familienverhältnisse sehr nahe angehende Nachricht erhielt, welche mich bestimmte die Walachei so bald als möglich zu verlassen und mich nach Kronstadt in Siebenbürgen zu begeben. Ich hatte mich die letzte Zeit über in Fokschany aufgehalten, einem Städtchen, welches so genau auf der Gränze der Moldau und der Walachei liegt, daß ein Theil desselben zu dieser, ein anderer zu jener gehört. Meine Routine im Reisen und mein längerer Aufenthalt im Lande hatten den Glauben in mir hervorgebracht, dasselbe wäre mir durch und durch, mit seinen Vorzügen und seinen Mängeln bekannt. Allein ich sollte bald eines Besseren belehrt werden und den Eigensinn büßen, womit ich alle Einreden und Vorstellungen verständiger und landeskundiger Leute von der Unmöglichkeit, um diese Jahreszeit in jenen Gegenden zu reisen, hartnäckig

von mir wies. Man erzählte mir, wie die Wege so unfahrbar seien, daß die Briefpost nur durch reitende Boten, oft sogar nur durch Fußgänger befördert werden könne. Doch ich hörte nicht. Theils war die Veranlassung meiner Reise wirklich drängend, zum anderen und größeren Theil aber hatten wohl gerade die zu überwindenden Schwierigkeiten einen Reiz für meinen nach Abentheuern und selbst Gefahren strebenden Sinn. Genug ich reiste und hatte reiche Gelegenheit, jene kecke Lust zu befriedigen.

Vergeblich hatte ich mich in Fokschany nach einem Fuhrmann umgesehen; es war keiner zu bewegen, die beschwerliche und gefahrvolle Reise von etwa dreißig Meilen um diese Zeit zu unternehmen. Schon triumphirten meine Freunde; da fand ich endlich einen Bauer in einem kleinen walachischen Dorfe, der eine Ladung Baumwolle nach Kronstadt zu bringen hatte. Gegen Bezahlung einer sehr hohen Summe überließ er mir und meinem weiblichen Dienstboten sehr schlechte Plätze auf seinem unbequemen Wagen und versprach, in acht Tagen an Ort und Stelle zu sein. Man macht bei irgend guter Jahreszeit und fahrbaren Wegen diesen Weg für einen billigen Preis und in höchstens drei Tagen. Doch was blieb mir zu thun? Ich zahlte ihm, wie er es verlangte, das Geld voraus, wir bestiegen mit Hilfe einer angesetzten

Leiter unsere Plätze auf den Baumwollenballen und fuhren, begleitet von den herzlichsten Wünschen einer möglichst guten und glücklichen Fahrt, aus den Thoren von Fokschany.

Wir waren kaum eine Stunde auf dem mit großen und kleinen Steinen und Blöcken förmlich besäeten Wege unter beständiger Furcht vor dem Umwerfen gefahren, als plötzlich unser Wagen bis an die Axe in einem Moraste versank. Nun war guter Rath theuer. Der Fuhrmann hieb mit der Peitsche und mit Knütteln aus Leibeskräften auf die Pferde los. Allein vergebens. Die armen Thiere quälten sich, aber bald waren sie matt, und einer weiteren Anstrengung unfähig warfen sie sich auf das weiche Lager nieder und ließen regungslos alles über sich ergehen, was die immer steigende Wuth des rohen Menschen zu ihrer Strafe und Anregung ersann. Mehrere Stunden hatten wir schon so verbracht, und wer weiß wie lange wir noch stecken geblieben wären, hätte nicht der Himmel sich unserer erbarmt und uns rettende Engel gesandt in der Gestalt von Pferden, Ochsen und Kühen, die begleitet von einigen großen Hunden und getrieben von sechs Bauern des Weges daher kamen. Wahrlich, ich bin eine gute Christin und es ist kein Tropfen heidnischen Blutes in mir; in dem Augenblicke aber wäre es einem Boten etwa

eines Missionsvereins der alten Aegypter leicht geworden, mich zum Thierdienst zu bewegen; so dankbar war ich diesen Thieren für unsere Rettung, und gern bewilligte ich den Führern einen reichen Lohn, ohne daran zu denken, wie unverschämt ich geprellt wurde. Der ganze Transport wurde als Vorspann benutzt, und von vielerlei Arten von Thieren gezogen kamen wir endlich glücklich aus dem Sumpfloch heraus, um — nach wenigen Minuten in einem neuen stecken zu bleiben. Indessen half uns hier wieder unser Vorspann, und wir erreichten am Abend wohlbehalten eine Schenke' welche — das war das Resultat von der Reise eines ganzen Tages — etwa eine Meile von der Stadt entfernt lag. Hier bekam ich eine kleine, doch ziemlich saubere Kammer, und da ich mich auf den Rath meiner Freunde mit Polstern versehen, auch hinreichenden Mundvorrath mitgenommen hatte, so richteten wir uns ganz behaglich ein, ließen es uns wohlschmecken und entschliefen in der Hoffnung eines besseren Tages als der eben zurückgelegte gewesen war.

Um das am ersten Tage versäumte wenigstens einigermaßen nachzuholen, brachen wir am nächsten Morgen sehr früh auf. Doch war das Gestern nur ein geringer Vorschmack alles des Ungemachs, das uns noch bevorstand und womit ich meine unüberlegte Kühnheit theuer büßen mußte. Nachdem wir eine

kleine Strecke langsam gefahren waren, befanden wir uns am Fuße einer Höhe, die so jäh und steil sich vor uns erhob, daß wir die Gefahr des Hinauffahrens scheuend, ausstiegen und es vorzogen sie zu erklimmen. Allein der Weg war so steil, dabei so glatt und schlüpfrig, daß wir nicht von der Stelle kamen. Schon hatte ich einen meiner Ueberschuhe im Morast verloren, als wir, ohne Rath und Hilfe, uns entschlossen, den Fuhrmann langsam weiter fahren zu lassen und nach unserem Dorfe zurückzukehren, um uns einen oder einige Führer zu dingen. Wir fanden einen Bauern willig uns zu dienen. Er nahm in jede Hand einen dicken Stock, dessen anderes Ende wir erfaßten; so trabte er vor uns her und schleppte uns nach, und es gelang uns nach einer dreistündigen Wanderung am jenseitigen Fuße des Berges anzukommen. Hier trafen wir ein Wirthshaus; erschöpft traten wir ein um uns zu erquicken und unseren Wagen, der weit hinter uns geblieben war, zu erwarten. Wir befragten die Wirthin über den Weg, und wurden von Schreck und Muthlosigkeit förmlich gelähmt, als sie, nachdem wir ihr das so eben überstandene erzählt, durch ein zerrissenes Papier, welches die Stelle einer Fensterscheibe vertrat, in einiger Entfernung einen neuen Berg zeigte, eben so steil und vielleicht noch etwas höher als der, den wir hinter uns hatten.

Es war schon spät am Abend, als wir unseren Wagen knarrend und rasselnd sich nähern hörten. Bald trat auch unser Fuhrmann ins Zimmer, stürzte unter Fluchen und Schimpfen einige Gläser Branntwein hinunter und kündigte uns an, daß wir hier zur Nacht bleiben würden. So hatten wir denn in zwei langen Tagen noch nicht volle zwei Meilen mit Angst und Noth zurückgelegt und — noch etwa acht und zwanzig vor uns!

Am anderen Morgen stiegen wir gar nicht erst in den Wagen, sondern machten uns zu Fuß auf den Weg, um ganz ebenso wie den Tag zuvor den nur etwa eine halbe Stunde entfernten Berg zu erklimmen. Es war bereits Nachmittag als wir hinüberkamen. Was aber jetzt sich unseren Blicken darbot, war geeignet, den Muth, der uns bis jetzt noch nicht ganz verlassen hatte, vollends danieder zu beugen. So weit das Auge reichte, sah es nichts als Sumpf an Sumpf, Wasser an Wasser, immer nur durch wenige Fuß trockenen Landes unterbrochen. Dabei ragten gewaltige Steinmassen aus dem Wasser hervor und ließen auf diejenigen schließen, welche sich unter demselben befanden. Ab und zu ein steiler Berg. Ueberall Wildniß und unwegsame Einöde; nirgends ein gebahnter, betretener und sicherer Weg! Und diese Wüste erstreckte sich etwa funfzehn Meilen weit! So

brachten wir Tage lang, fast verzweifelnd, zu; immer in Gefahr umzuwerfen oder zu versinken, bewegten wir uns mit der größten Behutsamkeit stets nur schrittweise vorwärts, so langsam, daß eine Schnecke füglich hätte unser Vorreiter sein können. Und was fast noch schrecklicher war als alle Schrecken der Gegend, wir mußten fortwährend die schreiendste Willkür, die nichtswürdigsten Launen des viehischen, theils aus Gewohnheit, theils aus Verzweiflung fortwährend betrunkenen Bauern ruhig ertragen und oft, um ihn nur zu besänftigen, zu seinen Einfällen lachen, immer aber ihm nachgeben. Es war eine Fahrt, auf der dem Teufel gegraut hätte.

In seiner Betrunkenheit fiel es ihm einmal, nachdem er den ganzen Tag im Wirthshause gelegen hatte, des Abends ein, noch eine Strecke fahren zu wollen, Wir baten ihn, wir wollten ihn durch Geldversprechungen und Geschenke bewegen, es zu unterlassen; doch bestand er unbeugsam auf seinem Willen, und wir mußten uns fügen. Als wir auf dem Wagen saßen, freuten wir uns fast schon, daß der Kerl uns diesmal nicht nachgegeben hatte; es war eine etwas kalte, aber schöne und helle Mondnacht, und im Grunde war uns jede Meile, die wir unserem Ziele näher kamen, ein Gewinn. Allein unsere Freude sollte nicht lange währen. Schon hatten wir einige

sumpfige Stellen glücklich hinter uns und begannen uns so bequem es gehen wollte zum Schlafe zu strecken, als wir plötzlich durch einen heftigen Stoß aus unserer Lage geworfen werden. Aengstlich sehen wir um uns und erblicken, wie der hintere Theil des Wagens im Wasser, und zwar bis über die Räder im Wasser steht, und, wahrscheinlich zwischen zwei von jenen bedeckten Steinen eingeklemmt, jeder Bemühung ihn herauszubringen Trotz bietet. Lange hatte der Kutscher sich und die Pferde gequält; allein der Wagen war noch nicht um einen Zoll von der Stelle gerückt. Plötzlich spannt jener, einen schnellen Entschluß fassend, die Pferde aus, setzt sich auf eins derselben und trabt zurück dem Gasthofe zu, um für seine Person sicher die Nacht unter Dach und Fach zuzubringen. Wir riefen, flehten, weinten; alles umsonst. Ungerührt, ja ohne sich auch nur umzusehen, ritt der nichtswürdige Kerl weiter und überließ uns der Einsamkeit und den Gefahren einer rauhen Nacht in einer noch rauheren und dazu wildfremden Gegend.

Den Weg nach dem Gasthofe zu Fuß zu machen, daran war nicht zu denken; wir kannten denselben gar nicht, und eine Spur zu finden war unmöglich, da der Erdboden fast überall unter Wasser stand; dies hatte außerdem stellenweise eine Tiefe von andert-

halb bis zwei Fuß. So konnten wir nichts thun als auf dem Wagen zu bleiben. Wir verabredeten, immer abwechselnd zu wachen. Eine Zeit lang setzten wir es durch; dann aber schliefen wir, von der Kälte der Nacht und von Müdigkeit übermannt, beide ein. Wie lange wir mögen geschlafen haben, weiß ich nicht. Plötzlich wurden wir beide gleichzeitig durch ein fernes Geheul erweckt, das schnell näher und immer näher kam. Es waren Wölfe, von denen dort das Land wimmelt, und welche um die Zeit des scheidenden Winters vom Hunger bis in die Nähe der Menschen getrieben werden. Uebrigens sind sie mehr gefürchtet als wirklich gefährlich, wenigstens für Menschenleben. Dennoch wurde uns sehr bange. Wir beide schwache Weiber allein in der Nacht, einem Rudel hungriger wilder Bestien gegenüber! Wir waren ohne alle Waffen, und hätten wir deren auch gehabt, wir hätten uns ihrer ja nicht zu bedienen gewußt.

Aengstlich drängten wir uns an einander und hielten uns fest umschlungen. Das Haar sträubte sich, unsere Pulse schlugen fieberhaft, das Blut wallte in schwindelndem Drange, unser Busen wogte — schon hatten wir dem Leben Valet gesagt, schon glaubten wir uns einem sicheren Tode verfallen. In jedem Augenblicke erwarteten wir die Ankunft der Bestien bei unserem Wagen. Das einzige, was wir zu unse-

rem Schutze thaten, war, daß wir uns hinter ein Paar Kisten verkrochen, die uns wenigstens kurze Zeit decken konnten. Endlich hörten wir die Wölfe am Wagen. Wie viel ihrer waren, was sie eigentlich thaten, das weiß ich nicht. Lautlos, an einander gepreßt, den Athem unterdrückend, saßen wir hinter unser Kastenburg, aus der hervor wir nichts sehen konnten. Nach kurzer Zeit entfernten sich die Wölfe; allein noch ehe wir uns zu regen wagten, kehrten sie, wie wir aus dem viel stärkeren Geheul schlossen, in vermehrter Anzahl wieder. So ging es lange Zeit fort, bald entfernten sie sich, bald kehrten sie zurück, bis der grauende Morgen sie verscheuchte.

Mit dem Strahl des Lichtes kehrte auch uns der Muth und die Hoffnung wieder in die geängstete Brust zurück; ein reicher Thränenstrom erleichterte unser Herz und löste den drückenden Bann, der auf demselben gelastet hatte, so daß wir über unsere Angst schon zu lachen und in unserer Lage viel Komik zu finden begannen. Endlich sahen wir zu unserer Beruhigung auch unseren Fuhrmann herbeitraben. Ich glaube nicht, daß jemals eine harrende Geliebte ihren Bräutigam mit heißerer Sehnsucht erwartete als wir diesen Kerl. Er kam an, und wir theilten ihm das Geschehene so verständlich als möglich mit; er untersuchte, ob die Wölfe Schaden angerichtet, und

fand die Säcke an einigen Stellen zerrissen und eine Menge Baumwolle zerzaust und umhergestreut, sonst aber alles unbeschädigt. Dennoch lud er sein Gewehr, hängte es schußfertig über seine Schulter und fuhr, nachdem er mit seinen frischen und durch die Nachtruhe gestärkten Pferden, den Wagen aus dem Loche herausgezogen, ziemlich wohlgemuth von dannen.

Jetzt aber entdeckten wir einen Verlust, der uns tief und schmerzlich berührte, es war der unseres Proviantkobers. Hatten die Wölfe ihn geholt, hatten wir ihn auf der Fahrt verloren, hatte man ihn uns gestohlen? Genug er war fort. Was in allen anderen Verhältnissen ein geringer Verlust oder eine kleine Unannehmlichkeit gewesen wäre, das war für uns ein wirkliches Unglück. Auf dem ganzen Wege waren wir nur durch zwei Dörfer gekommen, eine Stadt hatten wir gar nicht gesehen. Unser Quartier hielten wir in den einzeln am Wege verstreuten, immer eine oder einige Meilen von einander entfernten Schenken. Ich kann es mir nicht versagen, dem Leser ein schwaches Bild von dem Inneren dieser Hotels zu entwerfen. Die ganze Wohnung bildet ein einziger viereckiger Raum, dessen Wände nach allen vier Seiten hin Fenster haben, welche statt der Glasscheiben mit fettem, schmutzigem Papier verklebt sind. Der ganze Hausrath besteht aus einem Paar breiter Holz-

bänke, einigen Tischen und wenigem gewöhnlich unsauberem oder schadhaftem Kochgeschirr. Etwa in der Mitte des holprigen und nirgends gedielten Fußbodens befindet sich eine Vertiefung, in welcher ein fortwährendes Feuer unterhalten wird. Dieses erfüllt den niedrigen Raum mit einem so beißenden und dicken Qualm, daß wir oft nicht drei Schritte weit sehen konnten. Je dicker indessen und je undurchdringlicher die Atmosphäre ist, desto behaglicher fühlt sich das Volk, und ein Weib hat mir einmal versichert, es würde ihr etwas fehlen, wenn kein Rauch im Zimmer wäre. Die Wände sind von Holz und in der Regel so schlecht zusammengefugt, daß die zwischen den Brettern klaffenden Oeffnungen gewöhnlich mit Papier oder Lumpen ausgefüllt werden müssen. An und auf den Bänken, wo wir mit den Wirthsleuten, den Kindern, Knechten und Mägden in bunter Reihe gemischt schlafen sollten, kroch das Hausvieh und zahlloses Ungeziefer umher; und doch hatten wir uns bald so an unsere Lage gewöhnt, daß wir ruhig und fest schliefen und nur mitunter durch das Geheul der Wölfe erweckt wurden, die vom Hunger getrieben den Häusern oft auf Schußweite nahe kamen.

Als wir unseren Mundvorrath verloren hatten, entsagten wir für die ganze Dauer unserer Reise auf walachischem Boden jeder Hoffnung auf irgend genieß-

bare warme Speisen; wir wußten, daß bei dem armen Volke jener Bauernschenken gewöhnlich nichts als ein Stück hartes Brot, ungenießbares Fleisch und höchstens saurer Wein zu bekommen waren. Allein auch dies sollte uns nicht werden. Es war nämlich die Zeit der Fasten, und hätten wir es mit Gold aufwägen wollen, so konnten wir doch kein Stück Fleisch oder Brot erhalten. Unsere ganze und einzige Nahrung bestand in einem aus Roggenmehl dick gekochten Brei, in der Landessprache „Paluckes" genannt, den wir mit dem armen Volke theilten.

Dazu kam noch ein anderes Uebel. Von dem Rauch, dem harten Wasser und der Kälte war uns jedesmal, sobald wir uns gewaschen hatten, die Haut in dem Maße aufgesprungen, daß wir, so schwer es uns wurde, dennoch das Waschen ganz einstellen mußten. So fuhren wir, vom Hunger geplagt, ohne die Kleider wechseln oder auch nur einmal ablegen zu können, von Schmutz starrend, volle ein und zwanzig Tage über noch nicht dreißig Meilen!

Am zwei und zwanzigsten endlich des Abends um zehn Uhr erreichten wir ein etwas besseres Wirthshaus und erfuhren daselbst, daß wir höchstens noch zwei bis drei Stunden bis zur Gränze hätten. Vor Freude weinend legten wir uns nieder. Bei unserem Fuhrmann indessen äußerte sich die Freude über das

baldige Ende seiner Beschwerden etwas anders. Er betrank sich bis spät in die Nacht hinein so, daß er am nächsten Morgen völlig besinnungslos und unbrauchbar da lag. Umsonst versuchten wir ihn zu erwecken; mit gläsernen Augen stierte er uns an, fluchte einmal und schlief weiter. Was sollten wir thun? Wir waren an den Kerl gebunden; der Gedanke aber, so nahe am Ziel noch etwa einen Tag verlieren zu müssen, war mir unerträglich. Da sah ich einige Bauern aus der Umgegend der Gränze zu reiten. Ich rief sie an, versprach ihnen eine Belohnung und sie halfen mir zwei von den Pferden unseres Fuhrmanns aus dem Stalle ziehen; ich und mein Dienstmädchen wir bestiegen dieselben, und sie trabten, von den Bauern geführt, munter dem Ende unseres Elends entgegen. Der nüchtern gewordene Fuhrmann mußte, um nicht an der Gränze in Strafe zu fallen, sich beeilen uns nachzukommen.

Auf dem Gränzamte angelangt ließ ich einen der höher gestellten dortigen Beamten, den ich auf der Hinreise von einer sehr freundlichen Seite kennen gelernt hatte, zu mir bitten. Allein so entstellt war ich, daß er mich nicht erkannte und, selbst nachdem ich ihm meinen Namen genannt, an der Identität meiner Person zweifelte. Nachdem ich ihm einen Theil meiner Leiden in der Eile erzählt hatte, ver-

schaffte er mir für die Zeit meines Aufenthalts in der Contumazanstalt alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die nur dort zu haben waren. Durch ein Bad und eine gute Mahlzeit gestärkt und erquickt, schlief ich mit geringen Unterbrechungen zwei Tage und zwei Nächte hinter einander. Sieben Tage blieb ich in Quarantäne und erholte mich in dieser Zeit vollständig, so daß ich am achten Tage fröhlich und heiter über die Gränze und glücklich nach Kronstadt hin gelangte.

Der geprellte Engländer.

Wenn die Bibel lehrt, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden, so lehrt die Erfahrung, daß die Sünden eines ganzen Volkes an dessen einzelnen Söhnen gestraft werden, und daß sie dieselben büßen müssen im Großen und im Kleinen, in Ernst und Scherz. Einen lebendigen Beleg für die Wahrheit des Gesagten liefern die Engländer. Als Volk im Ganzen sind sie die größten, die vorsichtigsten und schlauesten Speculanten und Negocianten der ganzen Welt und saugen den übrigen Völkern das Geld aus den Beuteln und das Mark aus den Gebeinen; wo sie sich aber einzeln im Auslande sehen lassen, sind sie da nicht schon zum Kinderspott und zum Sprüchwort geworden, weil man sie überall unbarmherzig prellt und ihnen das Fell über die Ohren zieht? Und wenn man das auch nicht gerade edel und rechtlich nennen wird, so kann man sich

doch eines schadenfrohen und von einem geheimen Kitzel innerer Genugthuung zeugenden Lächelns darüber kaum erwehren.

Veranlassung zu obiger Betrachtung gab mir eine Scene, von welcher ich auf einer meiner Reisen Gelegenheit hatte Augenzeuge zu sein. Der Schauplatz war die Gränze, welche die Wallachei von dem türkischen Reiche trennt; die handelnden Personen dortige Zoll- und Gränzbeamte, die wegen ihrer frechen Zudringlichkeit von allen in jenen Gegenden Reisenden ebenso gekannt als gehaßt sind; der Gegenstand und das Opfer der Handlung war ein reicher Sohn Altenglands; und so einfach die ganze Sache an und für sich ist, so erhielt doch die Scene durch die beispiellose Unverschämtheit der prellenden Beamten einerseits und durch die nationale Komik John Bulls anderentheils einen überaus lächerlichen und ergötzlichen Anstrich.

Es verhielt sich folgendermaßen. Als ich über die genannte Gränze fuhr, begegnete ich einem schwer bepackten und mit allem, was irgend zum Comfort des Reisens dient, reichlich versehenen Wagen, der, von kräftigen, wohlgebauten und, wie man aus der ganzen Haltung sah, einem reichen Herrn gehörigen Pferden gezogen wurde. Darin befand sich außer einem bejahrten Manne, der seine Nationalität eben-

sowenig als seinen Reichthum verleugnen konnte, eine ziemlich ältliche Dame mit einem Schoßhündchen; dann noch ein Kutscher und ein Diener. Sobald der Wagen am Zollhause hielt, wurde er von mehreren Gränzbeamten umringt; und obgleich der alte Herr wiederholentlich versicherte, er habe nichts steuerbares bei sich, bestanden die Peiniger doch auf ihrem Rechte und ihrer Pflicht, sämmtliche Kisten und Koffer zu öffnen und zu durchsuchen. Der Engländer, dem das Durchsuchungsrecht jener Beamten in diesem Augenblicke vielleicht noch fataler war, als den Sklavenhändlern das der englischen Schiffskapitäne, befahl seinem Bedienten, den Leuten einiges Geld anzubieten. Sogleich ließen sich die Beamten bereit finden von ihrer Forderung abzustehen und baten sich nur den Paß der Reisenden aus, um denselben zu visiren. Man gab ihn, und sie gingen sämmtlich in das Haus. Nachdem die Reisenden eine lange Zeit geharrt, erschien endlich der oberste der Gränzbeamten mit zweien seiner Untergebenen. In lebhaftem Gespräch traten sie aus dem Hause an den Wagen heran und musterten mit sorgfältig prüfenden und forschenden Blicken den Wagen, die Pferde, die Herrschaft, die Bedienten und selbst den Hund, der auf Mylady's Schoß saß und vor Ungeduld zu knurren und zu bellen anfing. Dann entfernten sie sich wieder einige Schritte, redeten

heimlich mit einander, und aus ihren bedenklichen Mienen und ihrem anscheinend rathlosen Kopfschütteln hätte man schließen können, daß sie überlegten, wie sie sich in irgend einer peinlichen Lage zu verhalten hätten. Endlich trat der Oberbeamte an den Wagen und erklärte, in dem Passe sei zwar von den Herrschaften und eigener Equipage die Rede, nirgends aber werde der Pferde überhaupt, noch weniger ihrer Anzahl Erwähnung gethan; am allerwenigsten indessen könne man unter der Equipage auch den Hund, der sie begleite, mit verstanden haben; er sehe sich genöthigt, Hund und Pferde so lange in Beschlag zu nehmen, bis der Herr sich darüber anderweitig ausgewiesen oder von der Ortsobrigkeit die besondere Erlaubniß zur Weiterbeförderung der Thiere eingeholt haben werde. Wie unangenehm dem Engländer der ganze Vorgang sein mochte, er hatte bis jetzt die größte Würde gezeigt; mit stoischer Selbstüberwindung hatte er jede Miene von Ungeduld oder Verdruß unterdrückt. Als er aber sah, daß man im Ernste damit umging, die Pferde vom Wagen zu spannen und seiner Gattin den Hund zu nehmen, da erwachte in ihm mit aller Macht das Bewußtsein des erlittenen Unrechtes, und im stolzen Gefühle seiner Ehre, seines Britenthums, seiner freien Verfassung, seiner

Habeascorpusacte, seiner ostindischen Besitzungen und seiner Nationalschuld sprang er mit zornentflammtem Antlitz aus dem Wagen, und unter Schimpfen und Fluchen drang er stoßend und schlagend auf die Zollbeamten ein, die sich indessen, ohne von ihm getroffen zu werden, mit der größten Seelenruhe hohnlächelnd in das Haus und ihr Arbeitszimmer zurückzogen. Unterdessen ging ein anderer Zolldiener, der ein müßiger und anscheinend unbetheiligter Zuschauer des ganzen Vorganges gewesen war, ruhig auf den vor Wuth Schäumenden zu und flüsterte demselben, als er sich mit ihm allein befand, in's Ohr: „Geben Sie den Beamten einige Goldstücke und ein gutes Wort; Sie werden sehen, daß die Leute diese Sprache wohl verstehen; und Sie kommen auf diese Weise am schnellsten und am Ende auch am wohlfeilsten aus dieser Verlegenheit." Der Britte schwieg eine Weile und sah dann bei ruhiger Ueberlegung wohl ein, daß der Mann Recht habe, und daß es für ihn das beste sei, zum bösen Spiele eine gute Miene zu machen. Er that wie ihm gerathen war, schickte den Zollbeamten einige Goldstücke, und im Augenblicke öffnete sich der Schlagbaum. Als die Pferde anzogen, sah der Engländer, indem er sich zum Wagen hinauslehnte, wie die Gauner das Gold theilten, und er konnte sich's

nicht versagen, ihnen seine Verachtung zu bezeugeu, indem er nach ihnen ausspie. Sie aber gönnten ihm diese Erleichterung seiner Galle, nachdem sie ihm eine weit größere Erleichterung seines Geldbeutels verursacht hatten.



5

Eine Nacht bei den Zigeunern.

Bei einer Reise von der Moldau aus nach Galizien hatte ich mich in den Schutz und die Gesellschaft eines Arztes gegeben, der von seiner Gattin begleitet, fast den nämlichen Weg zu machen beabsichtigte wie ich. In Jassy mietheten wir auf gemeinschaftliche Kosten einen Wagen, welcher ziemlich bequem eingerichtet, dessen Führer aber, ein Ungar von Geburt, des Weges ebenso unkundig war als aller der Sprachen, in denen wir uns mit ihm hätten verständigen können. Wir fuhren schon eine Nacht und einen ganzen Tag; schon begann der zweite Abend unserer Reise hereinzubrechen, und noch hatten wir nichts gesehen als schlechte, holprige Wege, Wald und Sumpf und Moor, und mehr als einmal waren unsere Pferde im Moraste stecken geblieben, und nur den unbarmherzigen Peitschenhieben des Kutschers und unseren vereinten Anstrengungen gelang es dann,

den Wagen wieder flott zu machen. Dabei hatten wir uns oft verirrt, zum Glück aber immer wieder Leute getroffen, die uns auf den rechten Weg verhalfen. Es war nach und nach ganz stockfinster geworden; der Regen floß in Strömen vom Himmel und die Nässe war schon in den Wagen gedrungen. Von Nässe und Kälte erstarrt, von Hunger ermattet sehnten wir uns von ganzem Herzen nach einer gastlichen Stätte und hätten ein warmes Mahl und ein weiches Bett gern mit Gold aufgewogen. Doch vergebens; wir fuhren und fuhren immer weiter auf's Gerathewohl, ohne Pfad und Ziel. Man kann dem gemeinen Volke in jenen Gegenden nicht allzuviel trauen; so lag uns der Verdacht nahe, unser Wagenführer möchte ein verschmitzter Kerl sein, der uns vielleicht an, Gott weiß wen, verrathen habe. In diesem Verdachte und aus Vorsicht hatte unser Doctor sich auf den Bock gesetzt und seinen Platz ganz dicht neben dem Kutscher genommen. In jeder Hand hielt er ein geladenes Doppelpistol, den Hahn gespannt, und bei der nächsten und geringsten Veranlassung zu gegründetem Verdacht zum Schusse bereit. Wenigstens zeigte er so dem Kutscher auf die einzige ihm verständliche Weise, daß, wenn er etwas Böses gegen uns im Sinne hätte, er dies nur mit Gefahr und um den Preis seines Lebens ausführen könnte.

Auf einmal rief unser Doctor mit freudiger Stimme in den Wagen hinein: „Licht! Licht! Ich sehe Licht!" Neuer Muth und neues Leben durchströmte plötzlich unsere matten und erschlafften Glieder; das Blut floß in schnelleren Kreisen, und alle Pulse schlugen feurig und freudig in uns. Alle Angst, alles Leiden war vergessen; wir dachten nur an die Erquickung, an die sichere und sanfte Rast, die uns erwartete. Um uns selbst zu überzeugen, ob es nicht eine Täuschung wäre, legten wir uns weit aus dem Wagen hinaus; es war kein Irrthum, wir sahen in nicht allzu weiter Entfernung ein helles, großes, flackerndes Licht. Der Unglückliche, der Jahre hindurch in die Nacht der Blindheit verdammt ist, und dem durch eine schnelle Operation das Licht des Tages wiedergegeben wird, kann dies kaum mit wahrerer und innigerer Freude begrüßen, als wir jenes Licht im Walde, welches uns nach tagelangem Irren, nach so viel Angst und Beschwerden ein gastlich Dach verhieß. Selbst unsere Pferde schienen von unserer Freude elektrisirt zu sein; mit neuer Kraft und frischem Muthe zogen und trabten sie dem Scheine entgegen, und auch der Kutscher bewies durch seine lebhafte Freude, daß nicht böse Absicht, sondern nur seine Unkenntniß oder Dummheit die Ursach der von uns ausgestandenen Mühsale gewesen war.

Muthig fuhren wir vorwärts, indem wir den Lichtschein bald aus unseren Augen verloren, bald denselben wiedergewannen. Der Wald wurde wieder dichter, und wir fürchteten, uns von neuem zu verirren; auch wußten wir gar nicht bestimmt, ein wie großer oder kleiner Raum uns noch von dem ersehnten Aufenthalte menschlicher Wesen trennte. Wir begannen deßhalb aus Leibeskräften zu schreien, und der Doctor feuerte ein Pistol ab. Sogleich ertönte ein Schuß als Antwort, begleitet von verworrenem Geschrei vieler Stimmen. Wir fuhren dem Schalle nach und gelangten bald aus dem Dickicht in eine Lichtung. Hier bot sich uns ein, wenn nicht gerade sehr erwünschter, so doch höchst eigenthümlicher und malerischer Anblick dar. Ein hohes, helles Feuer flackerte ziemlich in der Mitte der Lichtung und beleuchtete mit grellen Farben die Scene, die in diesem rothen Lichte gegen das finstere Schwarz des angränzenden Waldes einen scharfen und schreienden Contrast bildete. In der Nähe des Feuers und um dasselbe herum bildeten leicht und nachlässig aufgeschlagene Zelte einen Kreis, innerhalb dessen braune, unsauber aussehende Männer, lumpige, wenn auch mitunter hübsche Weiber und halb oder ganz nackte Kinder in buntem Gemisch durch einander lagen. Wir waren auf eine Zigeunerbande gestoßen, und freuten wir uns dieser

Begegnung auch nicht allzusehr, so waren wir doch froh, nicht in schlimmere und gefährlichere Hände gerathen zu sein.

Durch unser Geschrei aus dem Walde aufmerksam gemacht, erwarteten sie uns schon mit Spannung. So wie sie unseren Wagen erblickten, eilten sie, Männer, Frauen und Kinder, uns hurtig entgegen, umringten uns und forderten uns zutraulich auf auszusteigen und uns an ihrem Feuer zu wärmen. Ich muß gestehen, ich fürchtete mich zu Anfang ein wenig; allein der Doctor, der, durch seinen Beruf sehr häufig genöthigt, bei Nacht und Nebel zu reisen, schon öfter mit dergleichen Volk zusammengetroffen war, redete mir Muth ein, und so beschlossen wir auszusteigen. Ehe wir es jedoch thaten, brauchte unser Begleiter die Vorsicht, einen Schuß abzufeuern und dann wieder zu laden, um unseren freundlichen Wirthen zu zeigen, daß er gegen ungastliche Behandlung von ihrer Seite wenigstens einigermaßen geschützt sei. Uebrigens hat man von diesen Leuten, wie ich später erfuhr, eigentliche Gewaltthaten fast nie zu fürchten; nur ihre List und Schlauheit beim Stehlen macht sie gefährlich. Wir folgten also ihrer Einladung und setzten uns zum Feuer. Sie brachten eine eiserne Stange, steckten dieselbe mitten im Feuer in die Erde und befestigten an ihr eine ebenfalls eiserne Querstange, woran ein

Kessel hing. In dem Kessel kochten sie Kartoffeln und improvisirten so, indem sie für uns noch außerdem Speck rösteten, ein Mahl, das uns nach unserer Noth und Entbehrung fürstlich dünkte. Unterdessen suchten sie uns auf allerlei Weise zu unterhalten; einige von ihnen sangen, andere zeigten uns ihre Geschicklichkeit im Springen, Radschlagen und ähnlichen körperlichen Uebungen. Um doch, da wir einmal mit Zigeunern Nachtlager hielten, alles mitzumachen, ließ ich mir von einer alten Zigeunermutter aus der Hand wahrsagen; sie verkündete mir allerlei Gutes und Böses für die Zukunft; ob es eingetroffen ist oder nicht, weiß ich selbst nicht recht; ich habe aber bei manchem Ereigniß in meinem späteren Leben mit einem Lächeln dieser Hexe von Endor gedacht. Eines aber, wovon sie mir nichts prophezeiete, war dies, daß, während sie mit mir sprach, ich um meine Ohrringe kommen sollte. Und doch geschah dies in der That; wie, das ist mir noch heute ein Räthsel.

Nachdem wir gegessen hatten, machten sie mit Pfeifen und Triangel eine eintönige und sehr unharmonische Musik und begannen um das Feuer zu tanzen; auch wir mußten, wir mochten wollen oder nicht, ein paar Mal mit springen. Nach und nach verlor sich das rege Leben immer mehr; die Kinder lagen zerstreut auf dem Boden und auf Stroh, meist schon

in tiefem Schlafe, die Alten gesellten sich einer nach dem anderen zu ihnen, und es währte nicht lange, so waren wir die einzigen Wachenden. Wir blieben auch wach, bis der Morgen graute; den Abend vorher hatten wir uns nach dem Wege erkundigt, und mit dem ersten Erglühen der Morgenröthe setzten wir uns in den Wagen und eilten, ohne erst unsere Wirthe zu wecken und uns bei ihnen zu bedanken, von dannen. Zu Dank hatten sie uns im ganzen wenig verpflichtet; denn außer durch meine Ohrringe hatten sie sich noch durch manches andere weniger Werthvolle, was wir später erst vermißten, für das, was sie uns geboten, sehr reichlich bezahlt gemacht.

Der Mädchenhandel.

In unserer Zeit, deren lebendigstes Streben es ist, die Anerkennung des einzelnen Menschen in seiner persönlichen und individuellen Berechtigung als Princip aufzustellen und durchzuführen, in unserer Zeit die mit immer tieferem Abscheu und immer glänzenderen Erfolgen gegen jenen Wahn ankämpft, der den Menschen zur Sache herabsetzt, war es wohl natürlich, daß man auch gegen die nichtswürdigste und teuflischste aller Speculationen auftrat, auf welche der Handelsgeist jemals verfallen ist, ich meine den Sklavenhandel. Bekanntlich sind zur Unterdrückung desselben die europäischen Großmächte zusammengetreten; und ist der Erfolg zur Zeit noch unbedeutend, wir hoffen von ihrem ernsten Willen und ihrer sittlichen Thatkraft das Beste. Auch Preußen ist jenen Mächten beigetreten. So mancher sieht mit Lächeln und Achselzucken auf jenen Beitritt. Auch wir glauben kaum, daß unsere „Amazone" auch nur einem ein=

zigen Sklaven die Freiheit erwerben werde; dennoch freuen wir uns jenes Schrittes der preußischen Regierung, als einer neuen factischen Anerkennung des Princips der Humanität.

Was aber werden meine deutschen Landsleute sagen, wenn ich ihnen erzähle, daß im preußischen Staate selbst ein Menschenhandel getrieben wird und blüht, scheußlicher als der scheußlichste Sklavenhandel Afrikas oder Amerikas je sein kann. Hier werden preußische Mädchen, Schutzbefohlene eines gebildeten und gesitteten Staates, nicht nur in die Leibeigenschaft nichtswürdiger Herren, nein, in die nie wieder abzuschüttelnde Sklaverei des rohesten Lasters, der gemeinsten, viehischsten Lust verkauft. Und was das empörendste und verruchteste bei der ganzen Sache ist, ist dies, daß die Verkäufer nicht kalte, herzlose Speculanten sind, welche ihren Opfern ganz fern stehen und an ihnen nur das rein mercantile Interesse des Kaufmanns an der Waare haben; nein, es sind die leiblichen Aeltern, die eigenen Mütter, welche ihre unglücklichen Töchter um schnöden Geldes willen auf den öffentlichen Markt des feilsten Lasters verschachern. Ich war einmal Zeuge einer solchen herzzerreißenden Scene, und erzähle im Folgenden nur mit der strengsten Wahrheit und Genauigkeit, was ich selbst gesehen und erlebt habe.

Ich kam durch Polangen, das erste Städtchen hinter der von Preußen nach Rußland führenden Gränze. Es war schon Nachmittag, und da ich außerdem auf dem Zollamte noch lange aufgehalten wurde, so beschloß ich, die Nacht über in dem Orte zu bleiben. Man wies mich in das einzige in der Stadt befindliche Wirthshaus. Dort erhielt ich ein Zimmer, an welches ein niedriger aber ziemlich geräumiger Saal stieß. Ich richtete mich ein, so gut und bequem als ich konnte, und fing an mich gar nicht unheimlich zu fühlen in der kleinen, einfachen aber äußerst stillen Räumlichkeit. Doch diese Ruhe sollte mir nicht lange werden. Kaum hatte ich mich derselben eine kurze Weile erfreut, so hörte ich von der Straße her Geräusch, Wagengerassel, Pferdegewieher und verworrene Menschenstimmen zu mir herauftönen. Ich öffnete das Fenster. Vor meinem Wirthshause hielten einige Wagen, aus denen eine Anzahl von festlich gekleideten, meist schönen Mädchen stieg, begleitet von älteren, wohlgenährten und wohlhäbigen Frauen. Sie kamen die Treppe herauf und nahmen den meiner Wohnung benachbarten Saal ein. Hier war es, wo wöchentlich an bestimmten Tagen ein förmlicher Markt abgehalten wurde, zu dem preußische Mütter ihre Töchter brachten, um sie an russische Kupplerinnen zu verhandeln. Diese letzte-

ren versenden die unglücklichen Geschöpfe an die Freudenhäuser des ganzen russischen Reiches. Es sind, wie ich erfuhr, fast ausschließlich Deutsche und Polinnen, welche als die Opfer dieser ruchlosen Speculation fallen. Auf meine Frage, warum man nicht russische Mädchen nehme, antwortete man mir, theils hätten die Ausländerinnen den Reiz des Neuen und Ungewohnten; dann aber gäben sich russische Mädchen nicht so leicht zu jenem Gewerbe her, und seien auch nicht so gut zu brauchen.

Ich konnte die ganze Scene bequem übersehen. Es hatten sich zahlreiche Käuferinnen aus den benachbarten Städten eingefunden. Sie besahen die jungen Mädchen, untersuchten sie, redeten mit ihnen und thaten dann ihr Gebot. Einige jener Geschöpfe, die weniger schön waren, auch nicht mehr zu den jüngsten gehörten und eben deßhalb wenig Abgang fanden, wurden förmlich versteigert. Die meistbietenden erhielten sie; nachdem der Zuschlag erfolgt war, wurde der Preis in baarem Gelde sogleich ausgezahlt, und die Kupplerinnen verließen, zufrieden mit ihrem Kaufe, den Saal und das Haus.

So sehr mich der ganze Handel von Anfang an empört hatte, so wurde doch mein Mitleid mit jenen elenden Mädchen bald vermindert durch die freche

Gleichgültigkeit und Verworfenheit, welche die meisten von ihnen zeigten.

Nur eine von ihnen erregte mein Bedauern im höchsten Grade. Ihr Schicksal und das Bewußtsein, das sie von demselben hatte, zerriß mir das Herz; und habe ich je gewünscht sehr reich zu sein, um Gutes thun zu können, so war es in diesem Augenblicke. Es war ein schönes, blühendes Mädchen. Die hellen, heißen Thränen, die ihr über die Wangen strömten, als sie an ihrer Mutter Hand in den Saal trat; das schüchterne, ängstliche, aber im Bewußtsein eigenen Werthes alles Gemeine von sich weisende und darum Achtung gebietende Wesen des Mädchens, die anspruchslose Einfachheit ihrer Tracht, ihre äußere Reinheit und ihre sehr große Jugend — alles sprach für ihre völlige Unverdorbenheit. Bei aller Aufgeregtheit und Angst hatte sie die abgespannte Ruhe des Lammes, das zur Schlachtbank geführt wird; man sah es ihr an, sie hatte einen harten Kampf überstanden, und nur besiegt und gebunden folgte sie ihrer Mutter an den Ort der Schande.

Ihre Schönheit und Unschuld reizte die Kupplerinnen. Sie musterten sie mit gierigen Blicken, flüsterten leise mit einander und fragten dann die Mutter nach dem Preise ihres Kindes. Noch einmal drückte das Mädchen krampfhaft die Hand ihrer Mut-

ter und schaute ihr ins Antlitz mit einem Blicke, der mir tief ins Herz schnitt. Hätte das Weib ihr Kind doch in diesem Augenblicke angesehen! Ich glaube, sie wäre bei aller ihrer Rohheit gerührt und bekehrt worden. Allein unverwandt sah sie zu Boden, besann sich eine Weile und forderte dann eine bedeutende Summe. Der Preis ward viel zu hoch gefunden, und man bot ihr den vierten Theil. Unmittelbar darauf bot ein anderes Weib die Hälfte, und nun entstand ein heftiger Wortwechsel unter den Käuferinnen über das schnelle und bedeutende Mehrgebot, das gegen alle Verabredung wäre. Nachdem der Streit beigelegt war, wurde endlich das Mädchen für etwa zwei Drittel der zuerst geforderten Summe losgeschlagen.

Von dem Augenblicke an, wo die Mutter einen Preis für sie forderte, bis jetzt hatte die Unglückliche scheinbar theilnahmlos dem ganzen Auftritte beigewohnt. Sie stand mit zur Erde gesenktem Auge und ließ stumpf und ohne Widerstand alles über sich ergehen. Jetzt aber brach das furchtbare Bewußtsein dessen, was man mit ihr vorhatte mit aller Energie hindurch und sprengte alle Ketten, die es gehindert hatten, sich Luft zu machen. Verzweifelnd warf sie sich zu Boden, umfaßte bald die Knie der Mutter und bald streckte sie die wund gerungenen Hände ihr ent=

gegen, flehend, die Mutter möge sie nicht verstoßen, wenigstens nicht in die Schande hinausstoßen; sie wolle hungern, sie wolle arbeiten, bis sie vor Ermattung niederstürzte; sie wolle alles, alles thun, nur dies eine nicht! Als wäre die Sache kaum der Rede werth, redete die Mutter in ruhigem, gleichgiltig freundlichem Tone ihr zu; sie stellte ihr das leichte, freudenvolle Leben ohne Arbeit und Qual vor, das ihr jetzt bevorstände, und erinnerte sie an die Armuth, Noth und Entbehrung, an die Mühen und Plagen, welche sie im älterlichen Hause zu ertragen gehabt. Auch die anderen Mädchen und Frauen, deren Mitleid die Arme erregt hatte, gaben ihr gute, tröstende Worte. Alles umsonst. Sie hörte nicht auf mit Klagen und Bitten. Da wurde die Mutter des langen Hinziehens müde, und in heftigem Tone rief sie ihr zu: „So sollen also Deine Aeltern und Geschwister Noth leiden und vielleicht Hungers sterben, nur um Dir den Willen zu thun?" Dies Wort wirkte. Sie trocknete ihre Thränen, und ohne ein Wort zu sprechen, im Antlitz die Heldengröße schrecklichen Entsagens, ging sie auf das Weib zu, welches das meiste geboten hatte, reichte ihr die Hand und gab sich ihr so mit Leib und Seele zu eigen. Dann trat sie zu ihrer Mutter, umarmte und küßte sie und nahm für immer Abschied von derselben. Dies unnatürliche

Weib empfahl ihr noch „Muth und Standhaftigkeit,“ strich das Sündengeld ein und verließ mit der größten Seelenruhe den Saal, indem sie sich in der Thür noch einmal umwandte und ihrem geopferten Kinde freundlich lächelnd zunickte.

Militär-Werbung in Rufsland.

So sehr ich mein Vaterland liebe, so wenig bin ich eine unbedingte und von der Liebe zu jenem verblendete Lobrednerin aller seiner Einrichtungen und Bräuche. Ich erkenne sehr wohl das Mangelhafte in unseren Institutionen als mangelhaft und bin eben so bereit, das Gute, was ich in fremden Ländern und bei fremden Völkern gesehen, als gut anzuerkennen. Eines aber hat Preußen, worauf es wahrhaft stolz sein kann, um das alle Reiche der Welt Ursach haben es zu beneiden. Ich meine seinen Heerbann, seine Landwehr. Jeder einzelne Bürger ist streitbar und wehrhaft, zu Schutz und Schirm der väterlichen Erde verpflichtet und berufen. Mag die innere Einrichtung noch manche Mängel und Nachtheile haben, das kann ich, ein Weib, weniger beurtheilen: so viel steht fest, es ist eine Ehre im Heere zu dienen.

Nichts ist geeigneter, den Glanz unserer Kriegsverfassung und unserer Heere recht augenscheinlich zu

machen, als ein Vergleich derselben mit dem Kriegswesen in Rußland. Dort ist der Soldat unbedingter Knecht und Sklave seines Vorgesetzten; ihn und die Knute fürchtet er. Und so lange es als eine Strafe angesehen und angewandt wird, jemanden unter die Soldaten zu stecken, so lange wird der Haß gegen den Stand und die Scheidewand nicht fallen, welche den Soldaten von den übrigen Bürgern trennt.

Nichts fürchtet und verabscheut der gemeine Russe mehr, als für das Heer geworben zu werden. Sie setzen sich den härtesten Mühsalen und Beschwerden, den größten Strafen und Unanehmlichkeiten, ja selbst Gefahren aus, und man hat nicht selten Beispiele, daß sie sich auf eine schmerzhafte oder entstellende Weise verstümmeln, und das alles nur — um dem Kriegsdienste zu entgehen. Folgende einfache Erzählung von dem, was ich zu sehen Gelegenheit hatte, mag einen Beleg für die Wahrheit des eben Gesagten geben.

Ich war noch einige Meilen von Riga entfernt. Diese Stadt ist von ziemlich dichtem Walde umgeben, der sich meilenweit ins Land hinein erstreckt. Von Zeit zu Zeit waren wir im Walde hier und da auf einzelne Soldatenhaufen gestoßen, welche die Gegend nach verschiedenen Seiten hin zu durchsuchen schienen. Wonach? Das wußten wir nicht. Gegen Abend

kamen wir in ein ziemlich isolirtes Wirthshaus, woselbst wir die Nacht zu bleiben beschlossen. Was mir sogleich auffiel, war dies, daß kein männliches Wesen im ganzen Bereich des Hauses zu sehen war. Frauen besorgten Alles, das Haus, die Küche, den Keller, den Hof, ja sie versahen sogar den sonst doch ausschließlich Männern zukommenden Dienst bei den Pferden. Als ich der Wirthin hierüber meine Verwunderung äußerte, gab sie mir keine Antwort, sondern legte schweigend den Finger an den Mund und zeigte ängstlich blickend nach der Thür. In dem Augenblicke wurde diese durch einen heftigen Fußtritt von außen aufgestoßen, und herein traten einige Soldaten, welche durch ihre zornigen Mienen, durch ihr rohes und barsches Wesen deutlich bezeugten, sie seien in nicht allzu freundlicher Absicht gekommen. In herrischem Tone forderten sie dies und jenes, und die Wirthin gab in ihrer Angst was in ihren Kräften stand. Darauf, als sie sich etwas gelabt hatten, stand einer, wahrscheinlich der Anführer von ihnen auf und richtete in dem Tone und mit der Miene eines Inquirenten mehrere Fragen an das geängstigte Weib, die mir unverständlich waren. Auch sie schien nicht zu verstehen, was man von ihr wollte; wenigstens gab sie sich diesen Schein mit vielem Geschick. Ohne auch nur eine Silbe zu antworten wandte sie

den Soldaten den Rücken und ging hinaus. Zur Wuth gereizt, wie ein wildes Thier, dem man seine schon sichere Beute wieder entreißen will, drohte der Soldat ihr mit blitzendem Auge und geballter Faust.

Man denke sich meine Lage. Von dem, was die Soldaten sprachen, verstand ich nicht ein Wort und konnte, obgleich ich es versuchte, mich nicht mit ihnen verständigen. Von den Hausgenossen erhielt ich keine Antwort. Daß die Soldaten etwas Verdächtiges aufspüren wollten, das sah ich wohl; nur wußte ich nicht was. Der ganze Auftritt in einem einsam stehenden Wirthshaus in dichtem Walde, meilenweit getrennt von bewohnten Orten. Was lag mir näher als zu glauben, ich sei in ein Spitzbubennest gefallen, das man vergeblich auszunehmen versuchte? Dazu allein, ohne allen Schutz, nur in Begleitung eines alten, schwachen, fast blödsinnigen Kutschers! Das einzige, was mir einigen Muth gab, war das ehrliche, hübsche Gesicht und das treuherzige, deutsche Wesen der Wirthin, eines frischen, ganz jungen Weibes. Ich überlegte, daß es auch das klügste wäre, ihr Vertrauen und Muth zu zeigen, und deßhalb bat ich sie, mein Bett in ihrem Zimmer aufschlagen zu lassen. Gern und zuvorkommend willigte sie ein, und in Ruhe legte man sich schlafen, die Wirthin

und ich in deren Schlafzimmer, die Soldaten in der Schenkstube.

Ich mochte etwa bis Mitternacht ziemlich gut geschlafen haben, als ich durch ein leises Geräusch, ein Trippeln im Zimmer gestört, erwachte. Vorsichtig und ängstlich wandte ich mich im Bett, um durch die Dunkelheit hindurch die Ursache jenes Geräusches zu erkennen, und sehe, wie die Wirthin, leicht und flüchtig bekleidet, eine kleine Blendlaterne in der Hand und einen Korb am Arm, so eben leise das Zimmer verläßt. Jetzt war mein früherer Verdacht wieder erregt, ja fast zur Gewißheit gesteigert. In meiner Angst springe ich auf, werfe mir nur die nöthigsten Kleider über, und in wenigen Augenblicken hatte ich das Freie erreicht. Ob ich meiner Wirthin entlaufen, ob ich ihre Spur verfolgen wollte, das weiß ich nicht; genug, ich lief, fast instinctmäßig getrieben, allein, in finsterer Nacht durch den dichten Wald, in dem ich nicht Weg nicht Steg kannte. Ich mochte wohl schon mehrmals in einem Kreise mich bewegt haben, denn ich war dem Hause wieder ziemlich nahe gekommen, als mich auf einmal ein Lichtstrahl trifft, der aber im Nu wieder schwindet. Ohne Zögern und Besinnen arbeite ich mich durch das Dickicht hindurch nach jener Richtung hin, wo mir das Licht erschienen. Plötzlich sah ich eine weibliche Gestalt, deren Züge

ich aber nicht erkennen konnte, unbeweglich vor mir stehen. Auch mich lähmte der Schreck, und ich blieb einen Augenblick regungslos an den Boden gefesselt. Ich vermuthete meine Wirthin und rief sie an. Sie kehrte ihre Laterne um und blendete mir ins Gesicht. „Jesus Maria!“ rief sie dann, und die Stimme stockte ihr. Sie bekreuzte sich und deutete mir an, ich möchte zurückgehen. Als ich mich dessen weigerte, bat sie flehend: „Gehen Sie zurück und schweigen Sie, ich beschwöre Sie bei Ihrer Seligkeit; oder Sie machen mich unglücklich!“ Doch plötzlich hielt sie inne, stand einen Augenblick sinnend still: dann winkte sie mir ihr zu folgen, reichte mir die Hand, gebot das tiefste Schweigen, und wir eilten zusammen weiter, tief hinein in das wildeste Dickicht des Waldes. Schon war ich ermattet, und Händ' und Füße bluteten uns beiden von den uns entgegenstehenden Zweigen und Wurzeln, als wir auf einen kleinen, ziemlich leeren Raum kamen Wir blieben stehen; meine Wirthin lauschte nach allen Seiten hin; dann ließ sie ein kurzes, gellendes Pfeifen ertönen. Der Boden und das Strauchwerk zu unsern Füßen begann sich zu regen und zu heben, und aus ihm heraus erschien ein menschliches Haupt und ein Arm. Es war mir schaurig zu Muthe. Die Wirthin reichte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, den Korb, welchen sie trug,

worauf der Mann wieder verschwand. Lautlos, wie wir gekommen, jedoch leichteren Herzens, eilten wir zurück und legten uns wieder zur Ruhe. Doch schon am frühen Morgen wurden wir durch ein lautes Klagen vieler Stimmen erweckt. Wir sahen vor dem Hause einen Transport russischer Bauern, immer zwei und zwei zusammengebunden, unter starker Militärbegleitung zu Fuß und zu Pferde, umringt von einer großen Schaar weinender und klagender Weiber und Kinder und greiser Männer. Auf mein Befragen erfuhr ich, jene Unglücklichen waren Bauern, welche, zum Kriegsdienst angeworben, zunächst nach Riga und von da dann weiter nach Rußland hinein gebracht wurden, wohin ihr Schicksal sie verschlug. Selten, sagten sie, kehre einer zu den Seinen zurück, und eben deßhalb wagen sie alles, um den Werbern zu entgehen. Man hatte, wie mir erzählt wurde, die Bauern, welche man eben fortbrachte, aus dem Stroh in den Scheunen, von den höchsten Wipfeln der Bäume des Waldes, aus der Erde, ja aus Sumpf und Moor geholt, wo sie sich mit Lebensgefahr verborgen hatten.

Das Ziel auch unserer nächtlichen Expedition und die Ursach aller meiner Angst war der Gatte meiner Wirthin gewesen, dem es in seinem, zu diesem Zwecke besonders erbauten und eigens eingerichteten Verstecke,

wo ihn sein treues Weib mit Lebensmitteln allnächtlich versorgte, wirklich gelungen war, für diesmal sich der Erfüllung der schrecklichen Pflicht zu entziehen. Nachdem der Transport sich entfernt hatte und die Luft rein war, kehrte er zurück, und die überschwängliche Freude des jungen, hübschen Paares entschädigte mich reichlich für die gehabte Angst.

Russisches Gesetz.

Während meines Aufenthaltes in St. Petersburg stand ich eines Tages am geöffneten Fenster meiner Wohnung, um eine halbe Stunde zu tödten, indem ich müßig dem Leben und Treiben auf der Straße, dem Volksgewimmel und den dasselbe theilenden, mit der Schnelligkeit des Dampfes vorüberfahrenden Karossen zusah. Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit von einer Scene in Anspruch genommen, welche sich in der unmittelbarsten Nähe meines Hauses zutrug. Es waren nämlich zwei dem Anscheine nach den besseren Ständen angehörende Herren auf der Straße in Streit gerathen; die Veranlassung desselben wußte ich nicht und habe sie auch nie erfahren. Der Wortwechsel wurde immer heftiger, der Auftritt lockte eine große Anzahl müßiger Zuschauer herbei, welche sich am Scandal erfreuten; es kam soweit, daß der eine der beiden Herren dem anderen in der Hef-

tigkeit seines Zornes eine Ohrfeige gab, und wer weiß was am Ende noch daraus geworden wäre, hätte nicht der Zufall zwei Beamte von der Polizei des Weges geführt, welche die Menge auseinander trieben und die Streiter mit sich nahmen.

Einige Wochen waren seitdem verflossen, und die ganze Geschichte war mir längst entfallen, als eines Abends um die zwölfte Stunde ein heftiges Pochen an die Thür mich aus dem Schlafe schreckt. Auf die Frage meines Dienstboten, wer da sei, antwortet man draußen: „Die Polizei." Die Polizei! in Rußland! um Mitternacht! Wer denkt da nicht sogleich an die Knute oder an Sibirien?! Mir wenigstens traten ungeachtet meines reinen Gewissens und meiner völligen Unschuld jene Schreckensbilder unwillkürlich vor die Seele. Doch es half nichts; ich kleidete mich in Eile an und öffnete die Thür, zu welcher zwei Polizeibeamte hereintraten. Mit ebenso großer Artigkeit als Bestimmtheit forderten sie mich auf, ihnen sogleich auf das Polizeiamt zu folgen. Ich fragte sie zu wiederholten Malen nach dem Grunde; allein immer wichen sie mir mit geheimthuender Miene aus und baten mich nur zu eilen. Ich habe später erfahren, warum sie so geheimnißvoll thaten; nämlich deßhalb, weil sie — nicht mehr wußten als ich, und sich nur nach Art solcher Subalternbeamten das Ansehen geben

wollten, als rechtfertigten sie durch ihr Schweigen das Vertrauen, mit welchem ihre Vorgesetzten sie in die Amtsgeheimnisse eingeweiht hätten.

Von meinem Dienstmädchen begleitet folgte ich den beiden Männern. Ich kam auf das Polizeiamt in ein Zimmer, welches von vielen Menschen beiderlei Geschlechtes und aller Stände angefüllt war. Bald nach meiner Ankunft aber wurde ich in ein anderes Zimmer geführt, wo etwa funfzehn bis zwanzig Beamte damit beschäftigt waren, mit ebenso vielen Parteien Termine abzuhalten. Man geleitete mich zu einem Tische, an welchem zwei Herren standen, in denen ich jene beiden Streiter vor meiner Hausthür erkannte. Nachdem der Beamte mich nach meinem Namen, der Wohnung u. s. w. gefragt, eröffnete er mir, der Kläger habe bemerkt, wie ich aus meinem Fenster jenem ärgerlichen Auftritt zugesehen; er habe sich bei dem Wirthe meines Hauses nach mir erkundigt und mich als Zeugin vorgeschlagen. Könnte ich bezeugen gesehen zu haben, daß der Kläger von dem Angeklagten eine Ohrfeige erhalten, so möchte, ja ich müßte es jetzt thun. Ich konnte es mit gutem Gewissen und that es, froh, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen. Die Sache war, wenigstens für mich, abgemacht; ich wurde entlassen und mit der größten Höflichkeit nach Hause begleitet.

Als ich unterwegs gegen den mich begleitenden Beamten meine Verwunderung und Mißbilligung darüber aussprach, daß man unschuldige Leute, besonders Damen fremder Angelegenheiten wegen des Nachts aus den Betten und auf die Polizei hole, erfuhr ich, daß in Rußland Injurienprocesse nur des Nachts geschlichtet, und die Zeugen nie vorher vorgeladen, sondern immer gleich mit abgeholt werden. Die Sache hat etwas patriarchalisches, etwas von salomonischer Rechtspflege und mag manchmal gute Früchte tragen; ein unangenehmer und barbarischer Brauch wird es aber immer mit Recht heißen.

Altrussisches Gesetz.

Man darf sich übrigens über die Härte und Barbarei so mancher heutzutage in Rußland geltender Gesetze nicht allzusehr wundern, namentlich wenn man an diejenigen denkt, welche früher in jenem Lande galten und deren Andenken hier und dort im Volke noch sehr lebendig ist. So zeigt man auf einem der größeren Plätze in Moskau eine steinerne Säule, an welche sich schreckliche Erinnerungen aus einer noch nicht allzu weit hinter uns liegenden Vergangenheit — einige meinen, sogar noch aus den Zeiten Peters des Großen — knüpfen. Diese Säule wurde dazu gebraucht, Staatsverbrecher, Hochverräther, Demagogen und Revolutionäre (und wer ist in einer despotisch absoluten Monarchie nicht eins von jenen?!) zum Geständniß zu bringen. Die Procedur, welche man dabei vornahm, war folgende:

Bei der grimmigsten, bittersten Kälte wurde der unglückliche Angeklagte in einer ganz dünnen, luftig

leichten Sommerbekleidung, halb entblößt an die Säule angekettet. Hatte er dort eine Weile gestanden ohne sein Verbrechen zu bekennen, so wurde von einer auf der Spitze der Säule angebrachten Gallerie aus auf ein Zeichen des verhörenden Richters ein großer Eimer voll eiskalten Wassers dem Armen über Kopf und Leib gegossen; das Wasser wurde sogleich zu Eis und beraubte den Inquisiten der Besinnung und Empfindung. Sogleich wurde dieser durch Wärme und andere Mittel ins Leben zurückgerufen und bei wiedergekehrter Vernunft noch einmal befragt. Hatte er noch die Kraft und den Muth, das Geständniß zu verweigern, so wurde die erste Procedur wiederholt, und dies so oft, bis er bekannt hatte oder unter den Qualen gestorben war, was übrigens in der Regel schon bei der ersten oder höchstens bei der zweiten Wiederholung erfolgte. Der Leichnam wurde dann noch so lange begossen, bis eine dicke Eisrinde sich um denselben gebildet hatte, und in diesem Zustande blieb er bis Sonnenuntergang ausgestellt als eine Scheuche und Warnung Allen denen, welchen es einfallen sollte, der rohesten und despotischsten Gewalt gegenüber ein Recht des Einzelnen zu glauben und zu vertreten.

Von St. Petersburg nach Riga.

St. Petersburg ist eine Stadt, welche die äußeren Zeichen der Civilisation, Luxus und üppige Verschwendung in localer wie in socialer Beziehung in einem Maße an sich und in sich trägt, daß man bei einem längeren Aufenthalte daselbst fast vergessen könnte, man sei in der Hauptstadt des Landes, welches gegen alle übrigen in Europa an Bildung und Gesittung so weit zurücksteht. Will man sich aber aus diesem Traume aufrütteln, im engsten Wortsinne aufrütteln lassen, so reise man um die Zeit des Frühlingsanfanges auf der Straße von St. Petersburg nach Riga, und man wird inne werden, wie weit die dortigen Einrichtungen den unseren nachstehen. Die Straße zwischen jenen beiden Städten ist eine der frequentesten, vielleicht die frequenteste in ganz Rußland, und dennoch ist dieselbe nicht nur nicht chaussirt, sondern, um die genannte Jahreszeit wenig-

stens, in einem so miserablen Zustande, daß das Reisen auf derselben höchst beschwerlich, ja oft lebensgefährlich wird.

Ich war im März des Jahres 1844 genöthigt, auf einer Reise von St. Petersburg nach Berlin jenen Weg einzuschlagen. Meine Freunde, ja selbst die Beamten auf der Post hatten, als ich mich einschreiben ließ, mir alle Beschwerden und Unannehmlichkeiten, denen ich entgegenging, mit starken und lebendigen Farben geschildert. Ich hoffte wahrlich nichts Angenehmes, ich war auf Vieles vorbereitet; aber die Wirklichkeit übertraf meine Vorstellungen und das Bild, welches ich mir gemacht hatte, so weit, daß ich stets mit Schauder dieser wahrhaft fürchterlichen Reise gedenken werde.

In Gesellschaft einer ältlichen Dame trat ich nicht ohne Furcht und Sorge meinen Weg an. Was mir von vorn herein auffiel, war das Fuhrwerk, welchem wir uns anvertrauen sollten, ein Schlitten von so außerordentlicher Breite und mit solchen Massen von Eisen beschlagen, daß man schon dadurch eine ängstliche Ahnung der Beschwerden und Gefahren bekam, gegen die man sich durch so schwerfällige, ja kolossale Sicherungen schützen mußte. Vorn war ein Kabriolet für zwei Passagiere und dicht daran, aber durch eine Wand von dem ersten getrennt, ein zweites klei-

neres Kabriolet für den Conducteur, welcher eine lange Peitsche und ein Paar geladene Gewehre bei sich führte. Zwischen diesen beiden Räumen und etwas weiter nach vorn befand sich ein kleiner, etwas tieferer Raum, von wo aus der russische Postillon stehend eilf Pferde, welche in zwei breiten Reihen hintereinander trabten, regierte. Sie rannten im vollsten Laufe über Stock und Stein, durch dick und dünn, durch das Wasser, das oft hoch auf dem Wege stand, und über die vielen tiefen Löcher, von denen der Weg unterbrochen war. Dabei schrie der Postillon fortwährend aus vollem Halse, um die Renner anzufeuern, und warf sich beständig her und hin; bald bückte er sich schnell hinunter, bald sprang er ebenso schnell wieder in die Höhe. Wozu, weiß ich nicht; ich vermuthe aber, um den schrecklichen Stößen, welche das Uebersetzen über die großen Löcher gab, zu entgehen oder wenigstens ihre Gewalt zu vermindern. Wir standen furchtbar aus. Alle Theile des Körpers waren geschunden und zerschlagen, wir waren mehr todt als lebendig, und noch ehe wir auf der ersten Station anlangten, bluteten wir beide aus Nase und Mund. Meine alte Reisegefährtin hatte noch ein besonderes Unglück; sie schlug nämlich bei einem heftigen Stoße mit dem Kinn auf die Seitenlehne ihres Sitzes und verlor dabei einige Zähne, so daß sie auf

der ganzen Reise von heftigen Schmerzen geplagt wurde und dabei nichts als Suppe oder doch ganz flüssige Speisen genießen konnte.

So kamen wir auf der ersten Station an. Unsere Klagen und unser Zustand erregten die lebhafte Theilnahme sowohl unseres Conducteurs als auch des Postmeisters. Sie thaten alles um uns zu helfen; man band uns mit breiten Gurten auf den Sitzen und in den Ecken unserer Plätze fest; die Füße stemmten wir aus Leibeskräften an die gegenüberstehende Wand, und außerdem befestigte man an derselben Riemen, an welchen wir uns mit den Händen hielten, so daß wir nicht mehr in die Höhe geschnellt werden konnten und wenigstens vor körperlichen Verletzungen gesichert waren. Die Stöße fühlten wir dafür um so heftiger.

Die Wege waren stellenweise so schmal, daß zwei Schlitten einander nicht ausweichen konnten. Kam uns einer entgegen, so mochte er sehen, wie er durchkam. Der Postzug ließ sich nicht aufhalten, und was ihm nicht auswich, das fuhr er in Grund und Boden. Einige Male sahen wir, daß Bauernschlitten mit Menschen und Pferden seitwärts in die Gräben gedrängt wurden; der Conducteur, der sich gegen uns so rücksichtsvoll gezeigt hatte, erlaubte es sich dann und wann, seinem Aerger über das Hin-

derniß dadurch Luft zu machen, daß er mit seiner langen Peitsche nach den armen Bauern schlug. Und diese? — Sie ließen sich schlagen und schauten demüthig und wehmüthig den kaiserlichen Adler an.

Das einzige Gute an der ganzen Reise war die pfeilschnelle Fahrt. Mit der Schnelligkeit des Dampfes überrannten und durchflogen wir die Strecken und hatten so wenigstens den Trost, die Größe und Intensität unserer Leiden durch die kurze Dauer derselben einigermaßen aufgewogen und erträglich gemacht zu sehen.

Das Komödiantenleben in Ungarn.

Von manchen Seiten her ist — mit wie vielem Rechte, lassen wir dahin gestellt sein — die Behauptung aufgestellt worden, der Verfall der deutschen Bühne und der auffallende Mangel an wahrhaft genialen und originellen dramatischen Künstlern in der neueren Zeit habe seinen Grund wenigstens zum Theil in der festen socialen Stellung und dem geordneten, fein bürgerlichen Lebensverhältnissen unserer Schauspieler. Wäre diese Behauptung gegründet, und wollte man wirklich die Unregelmäßigkeit, die vage Unordnung und die lockere, von allen bürgerlichen Banden gelöste, nur vom Augenblick abhängige und ihm geweihete Stellung der Bühnenkünstler als Maßstab für die künstlerische Höhe der Bühne gelten lassen, nun dann stände die dramatische Kunst in Ungarn auf einem Gipfel der Vollkommenheit, von welchem sie stolz auf alles Uebrige herabsehen könnte.

Denn nirgends vielleicht ist das Leben der Komödianten so überaus unordentlich, so komisch und originell als in Ungarn. Ich hatte in einem kleinen Städtchen jenes Landes Gelegenheit, eine dort weilende Schauspielertruppe zu beobachten. Was mir zunächst auffiel, war die Persönlichkeit des Directors, der seinen früheren Stand, den eines Handlungsdieners, aufgegeben, um als Diener und Priester der Thalia, als Chorege einer herumziehenden Komödiantenbande, einem anderen und besseren Gestirne zu folgen. Und wahrlich, er hatte sich nicht getäuscht. „Der gute Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt!“ Bei sehr geringen mimischem Talent und noch viel geringerer Ausbildung ersetzte er, was ihm in diesen beiden abging, durch eine Frechheit und Unverschämtheit, die ihm bei der Gesellschaft Respect verschaffte und das Publikum eben wegen ihrer Beispiellosigkeit oft zum Lachen brachte. Er war ein kleiner, untersetzter, fast dicker Kerl, dem der häufige Genuß von Wein und Schnaps den Gebrauch der Schminke auf Nase und Wangen ersparte. Sein Haar begann schon etwas zu bleichen, und durch eine kleine Erhöhung auf dem Rücken schien die Natur einen Versuch gemacht zu haben, die Symmetrie und das Gleichgewicht gegen seinen Hängebauch herzustellen. Dabei spielte und sang er

Rollen in den verschiedensten Fächern und Stimmlagen; er spielte jugendliche Helden und reiche Hagestolze, feurige Liebhaber und hypochondrische Vormünder, schlaue Intriguanten und dumme Bauerbengel. In der Oper, welche sie durchaus nicht verschont ließen, girrte er zärtlichen Tenor und brüllte als Basso buffo.

Wie der Director; so waren auch die anderen Mitglieder der Bühne. Um sicher zu gehen und nicht etwa durch Anstellung talentloser und ungeübter Neulinge seiner Bühne zu schaden, engagirte er stets nur solche Schauspieler und namentlich Schauspielerinnen, welche sich durch ein fünf und zwanzig- bis dreißigjähriges Wirken in ihrem Fache eine gewisse Routine erworben hatten und dadurch einige Bürgschaft für die Tüchtigkeit ihrer Leistungen zu gewähren im Stande waren. So war die erste jugendliche Liebhaberin zwei und zwanzig Jahre als solche auf den Brettern gewesen und hatte diese ihre Rolle zuletzt so wahr und natürlich gespielt, daß der Herr Director hingerissen vom Zauber der Liebe, sie zur Frau Directorin machte, sie von der Welt der Bretter empornahm und ihr eine Sinecure im Olymp der Theaterkasse gab. Denn die Kasse war in der That der Himmel und das Elysium, in welchem das ganze Leben auf jener leinenen und hölzernen Welt sich gipfelte und

concentrirte, das Jenseits, in welchem alle Thränen, die unter dem ölpapiernen Mond geflossen waren, getrocknet wurden. Und wie bei unseren Altvorderen der Glaube war, daß die im Kampfe gefallenen Recken in Walhalla wieder erständen, um von neuem zu kämpfen, so ging auch hier, sobald der Vorhang gefallen und das Schauspiel zu Ende war, an der Kasse ein neues Schauspiel an, in welchem die Charactere lebenskräftiger und wahrer durchgeführt wurden, und worin ein Humor, aber auch ein Jammer und oft ein wahrhaft tragisches Elend sich dem Blicke darbot, wie man es auf der Bühne nie größer sehen kann.

Der Director stand mit seiner Gesellschaft auf halbe Theilung der Einnahme. Von Mißtrauen, von gemeiner Habsucht und schmutzigem Geize getrieben, eilte er noch ehe das Stück beendet war, auf seinen Posten, zählte die Einnahme und vertheilte sie oft nicht mit der größten Redlichkeit. Gleich darauf wurde er von dem ganzen Schauspielerpersonal und Allen, die irgend auf einen Theil der Einnahme Anspruch machten, umringt; jeder war in gespannter Erwartung, und man konnte nach der Auszahlung auf jedem Gesichte sehr deutlich lesen, ob seine Hoffnungen von dem Abende erfüllt oder getäuscht worden waren. Kam es so weit, daß die ersten Fächer

mit einem Zwanziger honorirt wurden, so war die Einnahme überreich gewesen, und man konnte vor Jubel und Lärmen kein Wort verstehen.

War dieser Act vorüber, so veränderte sich die Scene. Man ging in den Saal zurück, welcher die doppelte Bestimmung hatte, ein Tempel der Kunst und eine Wohnung ihrer Priester zu sein. Man kann im vollsten und engsten Sinne des Wortes sagen, daß diese Künstler auf ihren Brettern leben. Man macht Raum, und alle setzen sich an einer großen Tafel zum gemeinsamen Mahle nieder, dessen Fülle oder Dürftigkeit je nach der Scala der Einnahme variirt. Tafeltuch, Gedeck, Servietten und dgl. sind als beschwerlicher Ballast pedantischer Convenienz verbannt und verachtet.

Nach dem Abendbrote wird in demselben Saale ein Strohlager ausgebreitet, welches etwa für achtzehn bis zwanzig Personen berechnet ist, und hierauf nimmt die ganze Gesellschaft zur Nachtruhe Platz. An der Spitze liegt der Director bedeckt mit dem Hermelin, der vor zwei Stunden in Wallenstein oder König Lear geprangt; neben ihm schnarcht in der größten Ruhe und Gemüthlichkeit die erste Liebhaberin unter dem Ueberwurf, in welchem sie als Julia sich ermordet hatte; und dann folgen die übrigen Glieder der Truppe nach dem Range, welchen sie bei der

Bühne einnehmen, gekleidet und bedeckt mit denjenigen Lappen und Resten aus der Garderobe, welche ihnen ihre kunstaristokratischen Genossen übrig gelassen. Pelze, Pilgerröcke, Mönchskutten, Tricots Mieder, Perrücken — Alles muß herhalten, um den schlafenden Künstlern eine Decke und eine Staffage zu liefern, so barock und phantastisch, wie sie nur der Traumgott in genialen Künstlerträumen aufführen kann.

Ein Theatergesetz in Siebenbürgen.

So naiv und orginell das Komödiantenleben in Ungarn ist, eine so unumschränkte, patriarchalische Gewalt ist auch in jenem Lande, noch mehr aber in Siebenbürgen dem Director einer Truppe über deren Mitglieder eingeräumt. Als Beispiel und Beleg dafür diene folgendes.

Auf der Straße von Hermannstadt nach Kronstadt in Siebenbürgen begegnete ich zwei jungen Männern, welche an Händen und Füßen mit Ketten belastet, von Soldaten transportirt wurden. Die Verbrecher waren gut gekleidet und schienen überhaupt ihrem Aeußeren nach zu den besseren Klassen der Gesellschaft zu gehören. Dies erweckte meine Theilnahme für sie, und ich erkundigte mich nach der Ursache ihrer Haft. Wie erstaunte ich, als ich aus ihrem eigenen Munde hörte, sie seien Schauspieler, der eine ein Liebhaber, der andere für Helden- und Intri-

guantenrollen engagirt. Eine Zwistigkeit mit dem Director habe sie veranlaßt, ihren Contract zu brechen und sich der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten durch die Flucht zu entziehen. Dadurch in große Verlegenheit gesetzt, habe der Director zu dem Gesetze seine Zuflucht genommen; man habe sie verfolgt und eingeholt und bringe sie so eben der Kunst und ihrem Berufe wieder zu. Am Abende war ich in Kronstadt im Schauspiel, und da sah ich meine beiden Helden ganz munter und ungenirt auftreten.

Die Messe in Nischnei-Nowgorod.

In Nischnei-Nowgorod hatte ich Gelegenheit die weltberühmte Messe zu beobachten, welche jetzt an jenem Orte abgehalten wird, während dies früher in dem östlich von Nischnei-Nowgorod an der Wolga gelegenen Städtchen Madariew geschah. Der Anblick jener Messe hat für den Europäer, namentlich für den Deutschen, der etwa den Maßstab der leipziger oder frankfurter Messen hier anlegen wollte, etwas höchst überraschendes, ja oft höchst lächerliches. Der Platz bildet eine weite, unabsehbare Ebene außerhalb der Stadt, welche, mit größeren und kleineren Zelten bedeckt, etwa an das Bild eines preußischen Militärlagers erinnert. Vor den Zelten hoch aufgethürmt liegen die Waaren, welche zum größten Theil aus Leder, Pelzwerk und chinesischen Thee bestehen. Das meiste, sowohl an Waaren als an Verkäufern, sendet Asien hierher. Das ist alles, was ich in

commercieller und statistischer Hinsicht über die Messe mitzutheilen im Stande bin. Was mich aber weit mehr als dieses interessirt hat, das waren die sonderbaren, von den unseren völlig abweichenden Bräuche, welche ich schon in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes in Nischnei-Nowgorod kennen lernte, und von denen ich hier, um dem Leser eine Vorstellung von dem dort herrschenden Sitten- und Culturzustande zu geben, nur zwei erzählen will.

Es ist dort sehr an der Ordnung, Waaren öffentlich an den Meistbietenden zu versteigern. Auf einem dazu bestimmten Platze versammeln sich die Kauflustigen und legen sich platt mit dem Bauche auf die Erde in einen Kreis, dessen Mittelpunct der Ausrufer einnimmt. Diesem wird die Waare zugereicht; langsam dreht er sich im Kreise herum und thut das erste Gebot. Stumm wie die Fische liegen die Käufer da und geben nur durch ein Kopfnicken ihr Mehrgebot zu erkennen. Nach jeden Gebote dreht der Ausrufer sich wie zu Anfang langsam im Kreise herum und schaut jeden einzeln an, und dies währt so lange, bis das Meistgebot und der Zuschlag erfolgt. So kann man oft stundenlang stehen; es werden die größten Einkäufe, die gewagtesten Geschäfte gemacht, ohne daß man außer dem Rufen des Ausrufers auch nur ein einziges Wort hört.

Noch weit sonderbarer als dieser ist aber ein anderer Gebrauch, von dem ich sogleich reden will. Vor den oben erwähnten Zelten und ihren hoch aufgethürmten Waarenballen sitzen die Verkäufer in einer wahrhaft olympischen Ruhe, eingehüllt wie Zeus in dichte Wolken, welche sie aus ihrer langen Schlangenpfeife blasen. In einiger Entfernung von ihnen liegt ein kleiner Knabe, ihr Sklav' oder Leibeigener, platt auf der Erde und hält (warum? weiß ich nicht) den Kopf der Pfeife in eine Glasglocke, unter welcher der aus dem Kopfe hervorsteigende Dampf sich sammelt. Tritt nun ein neuer, fremder, dem Kaufherren noch unbekannter Käufer heran, so raucht der Verkäufer ungestört fort, und ohne etwa aufzustehen oder sich sonst durch die Gegenwart des Fremden in seiner Ruhe hindern zu lassen, stellt er jenem einen ungewöhnlich und unverschämt hohen Preis. Der Käufer bietet ihm einen geringeren, allein umsonst; und wollte er das ganze Waarenlager auf einmal kaufen, der Verkäufer bleibt bei seiner Forderung. Der Fremde geräth über diese Unverschämtheit in Zorn; doch je mehr dieser sich erhitzt, desto ruhiger und gleichgiltiger bleibt der Kaufmann. Das Ende ist in der Regel dies, daß der Käufer in seiner Wuth auf den Kaufmann losprügelt, und erst wenn dieser

seine Tracht Prügel, wobei nicht selten Blut fließt, fort hat, erkennt er in dem Käufer einen Mann, der Klugheit und Handelserfahrung besitzt, der's redlich und ernstlich meint, mit dem er Geschäfte machen, und dem er auch Kredit schenken kann.

Tscherkessen in St. Petersburg.

Ich habe sehr häufig Militärparaden und kriegerische Uebungen mit anzusehen Gelegenheit gehabt, und sie gewähren mir ein großes Vergnügen. Nichts aber habe ich in dieser Art gesehen, was mich so überrascht und mit solchem Staunen erfüllt hat, als eine Uebung, welche ich tscherkessische Reiter vor dem russischen Kaiser halten sah. Nachdem sie Proben ihrer Fertigkeit im Reiten abgelegt, welche alles, was die geschicktesten Kunstreiter zu zeigen pflegen, an Wildheit, Kühnheit, und Sicherheit weit übertrafen, zog der Kaiser, im vollsten Galopp vorüber, sprengend, ein kleines Tuch aus der Tasche und warf dasselbe hoch in die Luft. In demselben Augenblicke knallen vierzig bis fünfzig Schüsse, und das Tuch fällt, von eben so vielen Löchern durchrissen, zur Erde nieder. In dem Augenblicke als sie schossen, sprengten die Reiter in hastiger Eile dem Kaiser nach. Plötz-

lich gewahrt man keine Reiter mehr. Man sieht die Pferde her, scheinbar ohne Führer, aber in der geschlossensten Ordnung dahertraben. Als sie uns nahe kamen, sahen wir, daß die wilden Reiter sich dicht unter dem Bauche des Pferdes angeklammert hatten und so sicher und ohne Gefahr dahin jagten. Das Manöver setzte uns alle in das größte Erstaunen und zollte selbst dem Kaiser ein lebhaftes Zeichen des Beifalls ab. Ob er wohl daran dachte, daß die Schüsse, welche sein Tuch so sicher getroffen hatten, bald auch ein anderes Ziel, die Herzen seiner russischen Soldaten, eben so wenig verfehlen würden?!

Reise in Ungarn.

Wer nie von der Scholle, die ihn erzeugt und geboren, heruntergekommen ist, der hat gut reden vom Reisen, von dem Angenehmen, Erfreuenden und Belehrenden desselben. Allein auch wer wirklich gereist ist, in Geschäften oder zum Vergnügen, in civilisirten Ländern mit geordneten Postverbindungen oder gar Schienenwegen, auf breitgetretenen Bahnen, mit ordentlich visirten Pässen und gehörig gespicktem Geldbeutel — auch der hat keine Vorstellung keine Ahnung von den eigenthümlichen, bald komisch ergötzlichen, bald ärgerlichen und nicht selten tragisch ernsten Lagen, in welche ein fahrender Künstler oder gar eine Künstlerin auf Reisen versetzt wird, namentlich wenn sie Länder besucht, wohin die moderne Civilisation und Industrie noch nicht gedrungen ist, oder wo sie den Grad noch nicht erreicht hat, den man im mitt-

leren und westlichen Europa kennt und als sich von selbst verstehend zu betrachten gewohnt ist.

So ist Ungarn ein Land, in dem es sich sonst hübsch reist. Der lachende, üppig fruchtbare Boden, der stete Wechsel von Berg und Ebene, von Wald und Wiese und Feld, das heitere, zum Selbstbewußtsein erwachende, nach Bildung und Gesittung sich sehnende und ihr immer rüstiger entgegenschreitende Volk, die bald in freundlicher Vermischung zusammenlebenden, bald sich entzweienden und feindlich auf einander stoßenden Elemente des Slaven und Germanenthums — alles dies verleiht dem Lande ein Interesse und einen Reiz, den vielleicht nicht viele Länder der Welt dem sie Besuchenden zu gewähren vermögen. Und doch ist wegen der mangelhaften und noch im ersten Werden begriffenen Einrichtungen daselbst das Reisen mit vielen Hindernissen und Unannehmlichkeiten verbunden für jeden, dem nicht ein eigenes Fuhrwerk oder eine volle und stets offene Börse zu Gebote steht.

Selbst zwischen den Orten, wo eine Postverbindung besteht, fährt die Post in der Regel höchstens zweimal in der Woche. Die Wagen können nie mehr als sechs Personen aufnehmen, und an Beiwagen ist nicht zu denken. Wer nun auf dem Postwagen keinen Platz findet oder gerade an einem anderen als dem

bestimmten Tage reisen will oder muß, der hat keine andere Zuflucht, als sich wegen einer Reisegelegenheit an einen der Bauern zu wenden, welche in Ungarn auf solche Fälle meist eingerichtet und vorbereitet sind. Sie fahren gewöhnlich gut und schnell. Wie sehr man aber, wenn man allein reist, einem solchen Fuhrmann in die Hand gegeben ist, mag folgender kleine Vorfall beweisen, der, an sich unbedeutend, nur eben als Beweis für die Wahrheit des gesagten und als Beitrag zur Schilderung des Reisens in Ungarn von Interesse ist.

Ich befand mich zum ersten Male in einer der oben erwähnten Verlegenheiten und sah mich genöthigt, die „Equipage" eines Bauern zu miethen. Diese bestand aus einem großen Planwagen, der von hinten noch vorn mit Waaren so bepackt war, daß ich nur ganz in der Nähe des Fuhrmanns einen beschränkten Platz fand. Man hatte mir vorhergesagt, daß ich wahrscheinlich im Laufe des ersten Tages keinen gut eingerichteten Gasthof treffen würde, und in eine der Bauernschenken, wo man höchstens Schwarzbrot und sauren Wein, das Maß für sechs Kreuzer Schein, bekommen kann, einzukehren hatte ich nicht Lust. Ich hatte mich deßhalb mit Mundvorrath einigermaßen versehen und freute mich, am Abend an einer gutbesetzten Tafel und später in einem bequemen Bette

mich für die Entbehrungen und die Rippenstöße eines ganzen Tages entschädigen zu können.

Unser Weg führte fast ununterbrochen durch kühlen, schattigen Wald, was die brennende Sonne noch etwas erträglich machte. Trotz der Hitze fuhr der Bauer sehr gut, und in vollem Galopp eilten wir an Bäumen und Lichtungen, an Steinmassen und hier und da vereinzelt stehenden Häusern vorbei. Die Prophezeihung, ich würde im Laufe des Tages in kein Gasthaus kommen, war richtig und reichlich in Erfüllung gegangen; allein es wurde noch mehr erfüllt als man mir geweissagt hatte. Schon war es Nacht geworden, meine Uhr zeigte auf halb eilf, und noch ließ sich kein Licht in der Ferne erblicken, noch vernahm man kein Hundegebell, keine menschliche Stimme oder irgend ein anderes Zeichen bewohnter Orte. Ich begann mich zu ängstigen; auch sehnte ich mich nach Ruhe und Speise, denn mein Vorrath war fast erschöpft. Von dem Bauern konnte ich nichts erfahren, da wir uns gegenseitig nicht verstanden. So mußte ich mich in mein Schicksal ergeben und den Ausgang ruhig erwarten.

Endlich bog er auf einmal vom Wege ab, in den Wald hinein, und bald befanden wir uns auf einer ziemlich geräumigen, abgeholzten und mit dichtem Grase überwachsenen Stelle. Hier sprang er vom

Wagen herunter, spannte die Pferde aus und ließ sie im fetten Grase weiden. Immer noch schaute ich ihm unschlüssig und verwundert zu. Da sah ich denn, wie er Strauchwerk und leichtes Holz zusammenlas, es auf einander häufte und ein Feuer anzündete, voran er mitgebrachten Speck zu rösten begann. Dann winkte er mir herabzusteigen, deutete mir an ich solle mich nicht fürchten, und holte, als ich seinem Winke gefolgt war, einige Bunde Heu aus dem Wagen, woraus er mir mit gutmüthiger Sorgsamkeit ein ganz erträgliches Lager in der Nähe des Feuers, aber doch in bescheidener und respectvoller Entfernung von dem seinigen bereitete. Anfangs war ich sehr unmuthig, und mancher Seufzer entfloh und manche Thräne entquoll mir, ehe ich ruhiger wurde. Doch ich hatte keine Wahl, und das zutrauliche, offene Wesen des ehrlichen Alten erweckte auch bei mir Vertrauen, so daß mich bald ein ruhiger, sanfter Schlaf überfiel, so sanft und ruhig, wie ich ihn oft in den prächtigsten Zimmern und den weichsten Betten vergeblich gesucht und herbeigesehnt habe.

Als ich am Morgen erwachte, stand die Sonne schon hell und wärmend am Himmel. Heiter nickte mir mein alter Gefährte einen guten Morgen zu, und als ich mich erhob, um den gastlichen Ort, der mir so gutes Nachtquartier gewährt hatte, in einigen

Augenschein zu nehmen, da zeigte er mit halb gutmüthigem, halb schalkhaftem Lächeln nach der einen Ecke der Lichtung, wo wir uns befanden. Neugierig blickte ich hin; doch kann ich nicht leugnen, daß mich ein Schrecken und ein kaltes grausiges Gefühl erpackte, als ich sah, daß die Stätte, in deren Nähe ich so süß geschlummert hatte, nichts anderes war als — ein Galgen. Einige Gerippe wurden klappernd und schwarz verbrannt vom Winde hin und her getrieben, eine Menge von Raben flatterten krächzend um ihre Nahrung.

Einigermaßen beruhigte mich der Schluß aus der Nähe des Galgens auf die Nähe einer Stadt. Ich hatte mich nicht getäuscht, nach einer kurzen Fahrt gelangten wir in die Stadt, und hier erfuhr ich, daß im Sommer die Fuhrleute, um das Geld für das Quartier und das Futter der Pferde zu sparen, oft jenen Ort in der Nähe der Stadt erwählten um daselbst zu übernachten und am frühen Morgen in der Stadt zu sein.

Ein Abenteuer in Siebenbürgen.

Ich war auf einer Reise in Siebenbürgen mit einer zahlreichen und munteren Gesellschaft in einem Dorfe, dessen Namen mir gegenwärtig entfallen ist, zusammengetroffen. Man kam mir freundlich entgegen und forderte mich auf, an der Besteigung eines in der Nähe liegenden Berges Theil zu nehmen; ich hatte gerade keine Ursache meine Reise zu beschleunigen, und so schloß ich mich der heitern Gesellschaft gern an und war mit von der Partie. Die dortigen Bergwälder sind noch von zahlreichen Bären und Wölfen bewohnt, welche die Gegend unsicher machen. Deßhalb wandert dort selten Einer allein; man sucht sich wo möglich Gefährten des Weges, und selbst größere Gesellschaften, wie die unsere, kehren selten heim ohne ein Abenteuer erlebt zu haben oder gar einer drohenden Gefahr entgangen zu sein.

Auch wir waren bei aller unserer ausgelassenen

Fröhlichkeit auf ein Erlebniß der Art nicht unvorbereitet; ja wir sehnten uns sogar nach irgend einem Abenteuer und erwarteten ein solches mit um so größerem Muthe und wahrhaft heldenmüthiger Kühnheit, da die vielen uns begleitenden Männer sämmtlich mit guten Schießgewehren bewaffnet waren. Und doch waren wir Frauen namentlich auch wieder nicht ohne eine ängstliche Spannung. Wir blickten nach allen Seiten des Weges hin, und bei dem geringsten Windzuge, der durch die Wipfel der Bäume fuhr, bei jedem Rauschen der Blätter, bei jedem Knacken eines Astes schauten wir um uns, ob nicht irgend ein Ungethüm aus dem dichten Holze hervorbrechen und den sicher tragenden Büchsen unserer stets schußfertigen Begleiter ein erwünschtes Ziel und eine gute Beute werden würde. Indessen schien es, als sollte all unser Hoffen und Fürchten zu Schanden werden; wir hatten uns immer getäuscht; Alles blieb ruhig und sicher, und ohne auch nur das geringste außerordentliche erlebt zu haben, kamen wir ungehindert und wohlbehalten auf dem Gipfel des Berges an.

Oben stand ganz einsam und verlassen ein halb in die Erde hinein gebautes Häuschen aus Lehm und Stroh. Da wir hungrig und vom Steigen etwas ermüdet waren, so beschlossen wir, in demselben eine kurze Rast und ein einfaches Mahl zu halten. Wir

stiegen einige Stufen hinab und gelangten durch die enge und niedrige Thür in ein großes, geräumiges Zimmer, welches sein Licht von einer in der Decke angebrachten Luke erhielt. Ein Bett, ein Tisch und einige Bänke bildeten den ganzen Hausrath des Zimmers, dessen Wände mit Gewehren und blinkenden, scharf geschliffenen Aexten behängt und durch grobe Abbildungen aus der heiligen Geschichte geziert oder, wenn man will, verunstaltet waren. Wir lernten hier eine Menschenklasse kennen, die, fern und völlig unberührt von der Cultur, im unmittelbarsten und rohesten Naturzustande lebten, die von der Civilisation der ihnen doch ziemlich nahe wohnenden modernen Völker, die von der Geschichte und von den geistigen Interessen, welche die Welt bewegen, keine Vorstellung, ja auch nicht die entfernteste Ahnung hat. Die meisten dieser die siebenbürgischen Höhen bewohnenden Naturmenschen werden alt und grau und sterben, ohne jemals von ihren Bergen herunter und in die Welt gekommen zu sein.

Wir ließen uns Brot, Butter, Käse und Milch geben, alles ausgezeichnet gut, und hörten mit Interesse und Vergnügen der alten gesprächigen Wirthin zu, wie sie uns ihr und ihres Volkes Leben und Sitten lebendig und treu schilderte. Sie erzählte uns, daß ihr Haupterwerb die Schafzucht sei, welche

dort wirklich in sehr gutem Stande ist. Die Heerden weiden Sommer und Winter unter freiem Himmel, eine jede von zwanzig bis dreißig großen Hunden bewacht. Läßt sich ein wildes Thier blicken oder auch nur in der Ferne spüren, so erheben diese Hunde ein fürchterliches Geheul und rufen so ihre Herren herbei. Diese gehen nie unbewaffnet aus dem Hause, und wenn sie sich auch nur wenige Schritte von ihrer Wohnung zu entfernen haben, so tragen doch die Männer stets Schießgewehre, die Weiber scharf geschliffene Aexte und Messer bei sich.

Ihre Kleidung besteht größtentheils aus Schaffellen. Die Männer tragen daraus gefertigte lange Jacken, Beinkleider und Schuhe und eine hohe, spitz zugehende Mütze, von welcher die Haare lang und zottig herabhangen. Oft haben sie auch eine Art Ueberwurf oder Mantel aus dem Felle eines getödteten Bären oder Wolfes. Die Frauen kleiden sich in ebenfalls aus Schaffellen zusammengenähete Röcke und Schuhe und tragen in der Regel noch ein leinenes Mieder und ein eben solches Kopftuch. Außer ihrer Schafzucht sollen sie auch ein nicht unbedeutendes Einkommen aus der Jagd auf die reißenden Thiere ziehen; die östreichische Regierung zahlt für die Erlegung eines Wolfes einen Preis von funfzig Gulden Conventionsmünze, und für die eines Bären

wohl noch mehr; abgesehen von diesen Preisen bleibt den Leuten dann noch der auch nicht ganz geringe Ertrag von dem Verkauf der Felle. Ihre Nahrung besteht fast nur aus Brot, Butter, Käse, Milch, Lammfleisch und Geflügel, das es dort in großer Menge giebt.

Dies und ähnliches war es, was die gute Alte uns mit ebenso großer Offenheit als selbstgefälliger Zufriedenheit erzählte. Sie versicherte uns wiederholt, sie sei ganz zufrieden und glücklich und beneide uns gebildete, feine Leute, die in Städten, unter üppigen Vergnügungen und Genüssen früh alt und bleich und krank würden, keinesweges. Ja, sie zeigte für dies und jenes, was wir ihr von unserem Leben mittheilten, fast gar kein Interesse; höchstens schüttelte sie nach Art ungebildeter Leute, welche meinen, man glaube ihnen alles aufbinden zu können, ungläubig und zweifelnd den Kopf, oder kritisirte das, was wir ihr rühmten, mit einem schweigenden, halb verächtlichen Lächeln, worin eine stolze Verwunderung darüber ausgesprochen lag, daß die klugen und feinen Leute an solcher Unnatur und Narrheit Gefallen finden könnten.

So saßen wir essend und plaudernd und stellten Vergleiche und Betrachtungen an über den Unwerth, die Nichtigkeit und Entbehrlichkeit von so vielem,

woran wir unser ganzes Herz hängen, und ohne das wir nicht leben oder wenigstens nicht glücklich sein zu können glauben; der oder jener von uns mochte auch wohl eine leise Anwandelung von Neid oder Schamgefühl der reichen, glücklichen und doch so armen und einfachen Gebirgsbewohnerin gegenüber empfinden — da fiel plötzlich ganz in der Nähe ein Schuß, und in demselben Augenblicke drang ein Hilferuf an unser Ohr, der uns plötzlich aus unserer Ruhe und unseren Betrachtungen aufschreckte. Jetzt erst vermißten wir einen jungen Mann, einen Eingebornen jener Gegend, der uns als Führer und Begleiter gedient und sich einige Zeit vorher allein und unbemerkt aus unserem Kreise entfernt hatte. Sogleich griffen die Männer zu den Waffen und stürzten hinaus, und wir Frauen folgten ängstlich in kurzer Entfernung ihnen nach. Aber das Blut erstarrte mir in den Adern, als wir aus der Thür traten. Eine große alte Bärin stand ganz in der Nähe des Hauses aufrecht auf den Hinterbeinen und hielt mit den Vordertatzen unseren jungen Siebenbürgen an den Schultern fest, förmlich umschlungen, so daß er sich nicht rühren konnte. Er hatte auf die Bärin geschossen, ihr aber nur unbedeutend das Fell gestreift, und ehe er sich noch in das Haus retten konnte, hatte die wüthende Bestie ihn gepackt. Der junge

Mann, solcher Jagd gewohnt, hatte Geistesgegenwart genug, sein Gewehr von sich zu werfen, sich dem Thiere fest aber ganz still entgegenzustemmen und demselben starr und unverwandt ins Auge zu sehen. Durch die ruhige Stellung und den starren Blick des Mannes war das Auge der Bärin so gefesselt, daß auch sie nichts that, als ihren Gegner fortwährend ins Auge zu blicken. So standen beide unbeweglich da, und bei allem Schrecken, der sich unser bemächtigt hatte, lag in der Scene doch etwas komisches. Unser Wirth, der bei uns war, bedeutete uns zu schweigen und uns zu verbergen. Es war die höchste Noth: bei dem kleinsten Geräusche oder sobald die Aufmerksamkeit des wilden Thieres auch nur einen Augenblick auf einen anderen Gegenstand als das Auge seines Gegners gerichtet wurde, wäre dieser zerrissen worden. Hätte man gar geschossen und das Ziel etwa verfehlt, so war der junge Mann eine sichere Beute vielleicht zwiefachen Todes. Nachdem wir uns verborgen, kroch der Bergbewohner ganz leise und behutsam, in weitem Halbkreise am Gebüsch entlang hinter den Rücken der Bärin, so daß er von dieser nicht, wohl aber von dem Manne gesehen werden konnte, legte von unten, mit Hilfe des Gefährdeten, der durch eine kaum merkliche Bewegung seiner herabhangenden linken Hand den Lauf des Gewehres

richtete, gerade auf das Herz der Bärin an, drückte im Nu los — ein Knall, und dieselbe stürzte lautlos nieder; sie war unter dem Feuer getödtet, und das Freudenjauchzen des jungen Mannes verkündete uns seine Rettung aus dem Rachen des Todes.

Beim Herzog von Nassau.

Ein Zwist, welcher während meines Gastspieles in Wiesbaden zwischen mir und dem Director des dortigen Theaters ausgebrochen war, veranlaßte mich, ein Gesuch bei dem Herzoge von Nassau einzureichen. Deßhalb fuhr ich von Wiesbaden nach dem etwa eine Stunde entfernten Biberich hinüber, wo der Herzog sich aufhielt. Dort angekommen meldete ich mich, bat um eine Audienz und erhielt durch einen Kammerherren den Bescheid, ich möchte mich am nächsten Morgen um zehn Uhr in dem Sommerpavillon des Herzogs einfinden. Noch ehe die mir bestimmte Stunde geschlagen hatte, stellte ich mich ein und trat in den schon ziemlich gefüllten Audienzsaal. Allein da der Herzog noch nicht zugegen war, so beschloß ich, von der reizend schönen Aussicht über den Schloßgarten angelockt, die Zeit zu nützen und auf einem kurzen Spazirgange die herrlichen Anlagen

des Gartens in Augenschein zu nehmen. Als ich auf meinem Wege in einen Baumgang einbiege, begegnet mir ein junger, schlank gewachsener, aber in seinem Aeußeren ziemlich unansehnlicher Mann. Er trug weiße Pantalons, eine grüne Jacke, eine kleine Mütze oder Kappe mit einem Schirm und eine Brille. Ein munteres Liedchen bald trällernd bald pfeifend, von einigen Hunden umgeben kam er mehr gesprungen als gegangen. Seine laute Lustigkeit und das Gebell und der Lärm seiner Hunde störten mich in den Betrachtungen und Träumereien, in welche ich durch den Genuß des schönen Morgens und das Anschauen der reizenden Natur um mich her versunken war. Auch glaubte ich bemerkt zu haben, daß er mich mit einem Blicke fixirte, dessen Keckheit und Freundlichkeit mir für einen Menschen des Standes, welchem er mir anzugehören schien (und ich hielt ihn höchstens für einen herzoglichen Gärtner oder Jäger) sehr anmaßend und höchst unverzeihlich vorkam. Ich warf ihm einen stolzen Blick zu, kehrte ihm nicht ohne einigen Hohn den Rücken und beeilte meine Schritte dem Audienzsaale zu.

Bald hatte ich denselben erreicht, und das tiefe Schweigen, welches in der zahlreichen Versammlung an der Stelle der vorhergegangenen ziemlich lauten Gespräche herrschte, und die ehrfurchtsvolle

Stellung, in welcher ich alle Anwesenden bei meinem Eintritt bemerkte, deutete mir an, der Herzog müsse schon zugegen sein. Als ich mich einigermaßen orientirt hatte, sah ich den jungen Mann, mit welchem ich kurz vorher draußen im Garten zusammengetroffen war, damit beschäftigt, die Eingaben und Bittschriften abzunehmen. Ich bekam einen Schreck; doch beruhigte ich mich für den Augenblick damit, den Herren für einen Diener anzusehen, der die Sachen einsammelte, um sie dem Herzoge vorzulegen. Man denke sich meine Ueberraschung und meine Stimmung, als ich von einem neben mir stehenden Manne erfuhr, es sei kein anderer als — der regierende Herzog selbst! Und ich — hatte ein souveraines Haupt beleidigt! Und ich war hier, um — eine Bitte an ihn zu thun!

Er hatte schon viele der Bittenden abgefertigt. Je näher die Reihe an mich kam, desto ängstlicher und lauter schlug mein Herz. Doch meine Pein war noch nicht voll; meine Unruhe und Verlegenheit sollte mir noch eine neue Verlegenheit bereiten. Unter den Bittenden in meiner Nähe stand ein alter Invalide, welcher ein Gesuch um eine Unterstützung zur besseren Pflege seines im Felde verkrüppelten Leibes einreichte. Der Herzog las dasselbe flüchtig, nickte dem greisen Vaterlandsvertheidiger huldvoll zu und entließ ihn mit den freundlichen Worten: „Alter, Ihr Wunsch

soll erfüllt werden. In einigen Tagen werden Sie Bescheid erhalten. Jetzt können Sie gehen.“ Damit ging der Herzog weiter. Der Alte aber blieb stehen, als hätte er noch etwas auf dem Herzen, und es fehlte ihm an Muth zu reden. Es waren unterdessen schon mehre Bittschriften abgenommen, als der Herzog sich umwandte und den Invaliden noch immer an seinem alten Flecke stehen sah. Etwas laut rief er ihm zu: „Sie können nach Hause gehn, Alter. Die Antwort werden Sie bekommen.“ Der Alte rührte sich nicht von der Stelle und blickte den Herzog unverwandt an, so daß dieser schon eine etwas unwillige oder doch ungeduldige Miene anzunehmen begann. Ich sah wohl, der Mensch konnte nicht gut hören. Hatte mich vorher der Gedanke an meine eigene Unvorsichtigkeit ganz in Anspruch genommen, so beschäftigte mich jetzt die peinliche Verlegenheit, in der ich mir den armen alten Soldaten dachte, so lebhaft, daß ich die Gegenwart des Herzogs und die ganze Umgebung, in welcher ich mich befand, völlig vergaß, und nur daran denkend, dem Alten zu helfen, an diesen heran trat und ihm mit lauter Stimme ins Ohr schrie: „Haben Sie denn nicht gehört, daß der Herzog gesagt hat, Sie können gehn?!“ Erschrocken sah der Mann sich um; erstaunt blickte die ganze Versammlung bald mich bald den Herzog an. Jetzt erst wurde ich mei-

ner neuen Ungeschicklichkeit und Uebereilung inne. Ich konnte kein Wort hervorbringen, um mich zu entschuldigen, so verlegen war ich. Nur einen ängstlich verstohlenen Blick wagte ich auf den Herzog zu werfen. Ich sah, daß er seinen Kammerherrn anblickte und mit Mühe ein Lachen verbiß. Eilig überreichte ich mein Gesuch und entfernte mich so bald und so schnell als möglich. Vielleicht war es der Anblick meiner ausgestandenen Angst, der den Herzog freundlich stimmte und mir schon am nächsten Tage einen günstigen Bescheid auf mein Gesuch verschaffte.

Sicherheitspolizei in Bukarest.

Wie mangelhaft auch die Verwaltung in den unter russischer und türkischer Oberhoheit stehenden Fürstenthümern der Moldau und Walachei sein mag, so wäre es doch unrecht, ihnen alle Vorzüge in dieser Beziehung absprechen zu wollen. Ist auch wenig lobenswerthes daran, so besitzen sie doch so manche einzelne Einrichtung, welche selbst die geordnetsten und civilisirtesten Verwaltungen sich zum Muster nehmen könnten. So ist z. B. das Verfahren der Polizei in Bukarest bei Entdeckung von Diebstählen und Auffindung gestohlenen Gutes, so wie auch zur Verhütung von Verbrechen gegen das Eigenthum ein so musterhaftes, so sicheres und schnelles, wie gewiß an wenig Orten, ja vielleicht an keinem einzigen anderswo.

Eines Tages kam ich während meines Aufenthaltes in jener Stadt aus einer Bühnenprobe nach Hause, und fand zu meinem großen Schrecken meine Thüren

und Schränke erbrochen und leer. Man hatte mir sämmtliche Kleidungsstücke, meine ganze Wäsche, meinen Schmuck, kurz Alles, was ich irgend an werthvollen und transportablen Gegenständen besaß, gestohlen. Sogleich fuhr ich, um den Diebstahl zu melden, auf die Polizei, wo ich ein möglichst vollständiges und genaues Verzeichniß der mir entwendeten Sachen anfertigen lassen mußte. Kaum war eine Stunde vergangen, als ich schon wieder zur Polizei gerufen wurde und zu meiner größten Freude den größten Theil meiner Habe wieder erhielt.

Der gänzliche Mangel einer bequemen Communication zwischen Bukarest und anderen Orten erleichtert den Sicherheitsbehörden ihr Amt in hohem Maße. Da die Diebe keine Gelegenheit haben, das gestohlene Gut außerhalb in Sicherheit zu bringen, so tragen sie es in der Regel auf den Trödelmarkt, um es hier für ein Lumpengeld loszuschlagen. Hier wird, so wie ein Diebstahl gemeldet ist, sogleich nachgesucht, und selten kehren die Diener der Polizei heim, ohne das Gewünschte gefunden zu haben.

Auch ist es in Bukarest fast nur bei hellem Tage möglich Diebstähle zu verüben. Von sechs Uhr Abends an steht immer vor je sechs Häusern ein Wächter, der sein kleines Revier fortwährend unter Augen hat und erst am späten Morgen seinen Posten

verlassen darf. Diese Wächter sind auch streng angewiesen, einen jeden, welcher während der Zeit ihrer Wache mit einem Bündel oder einem Päckchen auf der Straße sich betreffen läßt anzuhalten und zu untersuchen. Kann er sich nicht ganz genügend ausweisen, so wird er, weß Standes er auch sei, vor die Polizei geführt, und diese ergreift dann ihre weiteren Maßregeln. Dies Verfahren wird mit der unerbittlichsten und gewissenhaftesten Strenge durchgeführt, und nur diesem Umstande verdanken die Einwohner von Bukarest eine so große Sicherheit des Eigenthums, daß es dort Sitte ist, das Haus und auch das Innere desselben fast gar nicht zu verschließen.

Ein Begräbniſs in der Moldau.

In Jaſſy ward ich eines Tages von einer munteren und auffordernden Tanzmuſik, welche von der Straße her ertönte, ans Fenſter gelockt. Ich meinte, es wäre eine Hochzeit in der Nähe, oder es gäbe ein Volksfeſt, oder irgend jemand bekäme ein Ständchen, und ich wollte ſehen, wem es gelte. Konnte ich nicht vielleicht ſelbſt die Glückliche ſein? Genug, ich eilte ans Fenſter. Aber was bot ſich meinen ſtaunenden Blicken dar? Es war nichts von allem dem, worauf ich gerathen hatte. Es war — ein Leichenbegängniß. Nachdem die Muſik bei meinem Fenſter vorübergezogen war, ſah ich einen offenen Sarg vorbeiführen, welcher die Leiche eines ſchönen jungen Mädchens trug. Sie war in reichen und ſchweren weißen Atlas gekleidet; durch ihr volles ſchwarzes Haar zog ſich ein Kranz von friſchen Myrthen, ein Zeichen, daß die Verſtorbene eine Braut geweſen war. Unmit-

telbar hinter dem Sarge folgte zu Fuß die Familie der Verstorbenen, welche offenbar den höheren Ständen angehörte; unter den Verwandten ging ein junger Mann, dessen bleiche Züge und dessen tiefe Trauer ihn als den Bräutigam der Verstorbenen bezeichneten. Eine lange Reihe von Wagen beschloß den Zug.

Der Contrast zwischen den heiteren, tanzenden Rhythmen der Musik und der ernsten Feier, welcher dieselbe galt, war zu schreiend und machte viel zu sehr meine Neugier rege, als daß ich mich nicht hätte aufmachen sollen, um dem Zuge zu folgen und den weiteren Verlauf der Trauerceremonie mit anzusehen. Der Zug ging auf einen mitten in der Stadt gelegenen und rings von Wohngebäuden umschlossenen Gottesacker, zu welchem eine sehr schöne Kirche gehörte. Durch das hohe Portal derselben trug man den Sarg hinein und setzte ihn am Altare nieder. Ein griechischer Pope, welcher den Zug begleitet hatte, trat auf die Stufen des Altars und hielt eine herzzerreißende Rede, worin er besonders dem Bräutigam Geduld bis in das Jenseits zuflüsterte und alle übrigen Angehörigen der Verblichenen auf ein freudiges Wiedersehen nach dem Tode vertröstete. Dann traten Bräutigam und Aeltern an den Sarg, küßten die Leiche noch einmal, zum letzten Male, und nachdem sie ihr so Lebewohl gesagt, wurde der Sarg bedeckt,

vernagelt und langsam aus der Kirche zur Gruft geleitet. Der Pope sprach den Segen, der Sarg senkte sich langsam in die Erde, und die Musik intonirte zur Verherrlichung des feierlich ernsten Traueractes eine — Mazurka!

Reise von Pesth nach Semlin.

Ich kam von Pesth mit einer frohen und in ihrem Gott vergnügten Gesellschaft von lauter Wienern die Donau herab gefahren. Sehr heiter, unter munteren Scherzen und lautem, oft ausgelassenem Jubel landeten wir in Semlin. Ganz in der Nähe, hart an der Donau, aber doch auf einer ziemlichen Höhe liegt unmittelbar jenseits der serbischen Gränze die Festung Belgrad, deren Halbmond, beleuchtet von den milden Strahlen einer Herbstsonne, uns flimmernd entgegenstrahlte. Theils der freundlich einladende Anblick der Stadt, theils die historische Merkwürdigkeit derselben von „Prinz Eugen, dem edlen Ritter" her bestimmten uns, einen Abstecher auf ein Paar Stunden dorthin zu machen. Dies war aber nach einem, damals vielleicht zehn Jahre bestehenden Gesetze sehr erschwert und mit Umständen verknüpft. Wer nämlich von Semlin aus dorthin will, der hat

die Alternative, entweder eine Zeit lang Quarantaine zu halten, oder gegen Erlegung einer gewissen Summe sich von Sanitätsbeamten geleiten zu lassen. Wir wählten natürlich das letztere, zahlten unsere fünfzehn Gulden Conventionsmünze an die Sanitätsbehörde, erhielten unsere Pässe für einen sechsstündigen Aufenthalt in Belgrad visirt und zugleich zwei geschworene Männer von der Sanitätsbehörde als Begleiter.

An dem schönen, heiteren Morgen des nächsten Tages fuhren wir in einem kleinen Kahne, auf welchem die Sanitätsflagge wehte, nach Belgrad hinüber. Wir waren noch nicht einmal vollständig gelandet, als wir schon die am Ufer befindlichen Leute vorsichtig und ängstlich uns aus dem Wege gehen und sich nach und nach entfernen sahen. So wie wir am Lande waren bildeten unsere beiden officiellen Begleiter die Flügelmänner unserer kleinen Schaar. Sie hatten lange Stöcke, mit welchen sie nach vorn und hinten um sich schlugen, damit ja keiner der uns Begegnenden uns nahe käme oder gar an uns anstreifte. Doch war diese Vorsichtsmaßregel ziemlich unnütz; denn mehr als die Furcht vor den Stöcken der Aufseher war es die Angst vor etwa möglicher Pestansteckung, welche alle Einwohner des Städtchens weit von uns scheuchte, was uns unendlich reichen Stoff zu lachen und zu komischen Betrachtungen gab.

Die Stadt ist klein und schmutzig, die Straßen hügelicht und eng und von hölzernen Häusern begränzt, welche meistentheils nur ein Stockwerk haben, und bei denen unsaubere Papierblätter die Stelle der Glasscheiben vertreten. Es berühren selten fremde Reisende die Stadt; daher erregen, wenn einmal solche kommen, diese die Neugierde der ganzen Einwohnerschaft. Es machte uns Vergnügen zu sehen, wie hier und dort alle Augenblicke neugierige Köpfe durch das Papier hervorkamen, uns nachschauten und sobald sie sich von uns bemerkt glaubten, wieder verschwanden. Hinter ihnen stand schon immer ein dienstbarer Geist des Hauses bereit mit Kleister, die durch das Hinausschauen entstandene Lücke wieder auszufüllen.

Der Palast des damaligen Fürsten Milosch ist über alle Maßen einfach, desto schöner aber der daran stoßende Park. Wir erhielten von dem Fürsten selbst die Erlaubniß ihn zu besehen. In einem der schattigen Baumgänge, woran der Park reich ist, begegnete uns die Mutter des Fürsten. Sie ging in Gesellschaft einiger Herren in reicher serbischer Tracht mit einem breiten Gurt, worin vorn ein Dolch steckte. Ihr Gang und ihre Bewegungen hatten etwas so ungraziöses und unfeines, daß man sie wohl kaum für die einer Fürstin gehalten hätte; auch in ihrem Be-

nehmen verleugnete sie, wie wir später zu bemerken Gelegenheit hatten, ihre Geburt und ihren früheren Stand keineswegs.

Das Wohnhaus des Pascha's, an welchem wir vorbeikamen, ist alt und verfallen und, als Auszeichnung vor den übrigen Wohnungen, von außen mit Kalkputz überworfen.

Die Bewohner der Stadt sind meist klein und schwächlich; es herrschen Krankheiten unter ihnen, und namentlich werden sie oft von kalten Fiebern heimgesucht. Es kommen von Wien aus viele und bedeutende Aerzte nach Belgrad, um die Ursachen dieses übelen Zustandes zu erforschen und denselben wo möglich zu heben. Das erste ist ihnen wohl gelungen, und man ist, wie uns ein deutscher Arzt versicherte, darüber einig, daß jene Ursachen durchaus nicht etwa in der Lage der Stadt, in der Beschaffenheit der Luft, des Wassers u. dgl. zu suchen seien, sondern sie liegen lediglich in der Lebensart der Bewohner, in ihren Speisen, die meist aus sauren Früchten, besonders Wassermelonen, bestehen; in ihrem Aberglauben, der nie zu rechter Zeit die rechten und angemessenen Mittel zur Abwehr eines voraus-zusehenden, nahenden Uebels ergreift; mehr aber als alles andere tragen dazu die Unreinlichkeit und die alles Maß überschreitenden Ausschweifungen bei,

in deren Schlamme sich das rohe, aber üppig weichliche Volk umherwälzt. Die Erfüllung des zweiten Theiles jener Mission, nämlich die Hebung des Uebels, ist also billigerweise nicht von den einzelnen und palliativen Kuren selbst der gewissenhaftesten und geschicktesten Aerzte zu erwarten, sondern nur von der Radikalkur eines einzigen wunderthuenden Weibes, und dieses heißt — Civilisation!

Die Cholera-Krankheit in Prag.

Ich kam nach Prag in einer schweren und schwülen Zeit. Es waren jene Tage, in welchen die Cholera zum ersten Male unser Vaterland heimsuchte. Auch in Prag wüthete sie und forderte zahlreiche Opfer. Schrecklicher indessen als die Cholera selbst war die Furcht vor derselben; alles gesellige Leben, jeder geistige und materielle Verkehr war gehemmt oder doch mindestens gelähmt. Man nahm, war man ja einmal mit Freunden zusammengekommen, von ihnen Abschied, als wär's für die Ewigkeit; sorgsame Hausväter machten ihr Testament und erwarteten ihr Ende, kurz — alles war unsicher, gedrückt voll Furcht und Mißtrauen. Was man aber am allermeisten fürchtete, das waren die von der Regierung getroffenen Vorsichtsmaßregeln, und so sehr man die edle Absicht und die Opfer, die die Behörden gebracht haben, anerkennen muß, so ist es doch gewiß, daß die Härte

und Rücksichtslosigkeit, mit welcher jene Maßregeln ausgeführt wurden, sehr verderbliche Folgen gehabt haben. Hatte die Polizei Nachricht von einem Cholerafalle oder auch nur die leiseste Spur der Vermuthung eines solchen, so half nicht Bitten noch Beten, nicht Geld noch Stand, nicht Güte noch Gewalt, der Kranke wurde den pflegenden Händen der Seinen entrissen und in ein Krankenhaus gebracht; und wie es dort zuging — das erzählt keine lebende menschliche Seele. Tag und Nacht rasselten die Kasten, in welchem die Kranken abgeholt wurden, durch die Straßen, und ihr Rasseln war kaum weniger gefürchtet als zur Zeit des Nationalconvents das Rasseln jener Karren, welche die Proscribirten in die Kerker und von da auf die Guillotine führten. Man wird kaum zu viel behaupten, wenn man sagt: Wer nicht an der Krankheit starb, der starb an der Gesundheitspolizei.

Auch ich wäre ihr beinahe in die Hände, und dann wahrscheinlich als ihr Opfer gefallen. Ich hatte schon etwa vierzehn Tage in Prag zugebracht und war schon mehrmals auf der Bühne aufgetreten, als ich eines Abends wegen eines plötzlichen heftigen Unwohlseins das Theater vor dem Ende des Stückes verlassen mußte. Zu Hause angelangt fühlte ich mich immer schwächer und angegriffener, so daß ich

schon die Annäherung der gefürchteten Krankheit zu ahnen begann. Meine Angst war groß; doch wäre ich immer noch lieber der Pest als der Polizei verfallen. Ich fürchtete, daß der Wirth des Gasthofes, in welchem ich wohnte, bei der geringsten Ahnung meines Unwohlseins mich würde aus dem Hause schaffen wollen; deßhalb verhielt ich mich still, wandte einige kleine Hausmittel an, verschloß das Zimmer und legte mich zu Bette. Ich schlief ein, und als ich am anderen Morgen spät erwachte, hörte ich, daß die Bedienung schon einigemale an meiner Thür gewesen, um mir das Frühstück zu bringen, und daß das lange Verschlossenbleiben der Thür schon Aufsehen erregt hätte. Ich war sehr unwohl; doch um mich nicht zu verrathen, stand ich auf. Kaum aber hatte ich zu gehen versucht, als ich ohnmächtig und bewußtlos niederstürzte. Als ich wieder zur Besinnung erwachte, sah ich mich von Leuten des Hauses umgeben, und in einiger Entfernung den Wirth, welcher, mit Essig vor der Nase, mich mit ängstlichen Blicken betrachtete. In dem Augenblicke trat der herbeigerufene Arzt ein. Plötzlich wurde ich mir meiner Lage und der mir drohenden Gefahr bewußt; ich erschrak, wechselte die Farbe, zitterte, und meine Glieder flogen vor Angst. Doch verließ mich die Geistesgegenwart nicht, und ich versuchte durch Späße

und Witze, die ich selbst am meisten belachte, den Arzt irre zu leiten. Dies schien mir auch zu gelingen; er erklärte, daß der Fall durchaus nicht bedenklich sei, und scheinbar beruhigt verließ der Wirth das Zimmer. Bald darauf verließ mich auch der Arzt, und obgleich er auf mich und meine Scherze eingegangen war, so hatte ich doch doch wohl bemerkt, daß er nicht ohne Besorgniß war. Ich beschloß mich zusammenzunehmen und allem zu trotzen, und gleichsam als hätte ich alle Welt von meiner Gesundheit überzeugen wollen, so setzte ich mich unwillkürlich ans Fenster. Kaum saß ich wenige Minuten daselbst, als ich — wer beschreibt mein Entsetzen, plötzlich den verabscheuten Cholerakasten heranfahren und an der Thür halten sehe! Ich hörte meinen Namen nennen und nach meinem Zimmer fragen. Voll Wuth über den Gastwirth und den Arzt springe ich auf, verriegle meine Thür, und schnell entschlossen springe ich, eine Verzweifelnde, zum Fenster meines Schlafzimmers hinaus in den Garten. Der Sprung war leicht und gefahrlos, da die Zimmer im untersten Stockwerke lagen. Nur mit einem leichten Mantel bedeckt lief ich durch den Garten, zur Hinterpforte hinaus, und ohne mich umzusehen immer weiter dem Wasser zu bis nach dem entgegengesetzten Theile der Stadt, wo ich an einer einsamen Stelle im engsten

Sinne des Wortes vor Ermattung niederfiel. Ich lag dort, wie lange? das weiß ich nicht; noch heute preise ich den glücklichen Zufall, der mich von Niemandem bemerkt werden ließ. Als ich einige Kräfte gesammelt hatte, stand ich auf, eilte zu einer Freundin, die ich unter dem Vorwande, es seien in meinem Gasthofe Cholerafälle vorgekommen, und ich sei zu ängstlich um dort zu bleiben, überredete, mich einige Tage bei sich aufzunehmen. Ich blieb dort; nach einigen Tagen fühlte ich mich wohl, und mein erster Gang war zu meinem alten Wirth, den ich über seine Dummheit und Feigheit zur Rede stellte. Er bat mich um Verzeihung; doch ging meine christliche Liebe nicht so weit, daß ich länger in seinem Hause geblieben wäre. Ich packte meine Sachen ein und bezog einen anderen Gasthof.

Das Barnabiterkloster in Prag.

Während meines längeren Aufenthalts zu Prag benutzte ich den größten Theil meiner freien Zeit dazu, alles kennen zu lernen, was dessen irgend werth war. Namentlich interessirten mich die Nonnenklöster, und es gelang mir, dieselben vollständig in Augenschein zu nehmen. Nur ein einziges blieb mir, wie jedem Weltkinde, verschlossen. Wie aber das Verbotene oder schwer Erreichbare immer am lockendsten ist, so bot ich alles auf, um zu dem verschlossenen Heiligthum Zutritt zu erhalten. Das Kloster, von dem ich rede, ist das der Barnabiterinnen, eines Ordens, der, so weit mir bekannt, von allen jetzt bestehenden die strengste Regel hat. Wenn man überhaupt der Welt entsagen und, so lange man noch in derselben lebt, sie verlassen kann, so haben es diese Nonnen gethan. Die Unglücklichen sind von dem Verkehr, ja von dem Anblick eines jeden menschlichen Wesens

außer den Gliedern des Ordens völlig abgeschieden. Selbst der Beichtvater bekömmt sie nie zu sehen; wenn er ihnen die Ohrenbeichte abnimmt, so ist er durch ein dreifaches Gitter von ihnen getrennt.

Das Kloster liegt einsam, aber von der reizendsten Gegend eingeschlossen. Oefter führte mein Weg mich vorbei, und jedesmal wurde meine Neugier rege, zu wissen, was jene hohen Mauern bärgen. Endlich gelang es mir, dieselbe, wenn auch nur sehr unvollkommen, zu befriedigen. Was ich gesehen habe, ist äußerst wenig, das weiß ich wohl; ich theile es aber mit, weil wohl nur sehr Wenige dies wenige gesehen haben.

Das einzige Gebäude in der Nähe des Klosters ist das Fürstlich-Schwarzenbergische Palais, aus dessen Dachfenstern, wie ich merkte, man einen Blick in den Klostergarten thun konnte. Durch ein Trinkgeld erlangte ich vom Portier des Schlosses die Erlaubniß, auf das Dach zu steigen. Ich benutzte dieselbe eines Nachmittags gegen vier Uhr, da ich wußte, daß um diese Zeit die Ceremonie des Wasserholens die Nonnen in den Garten führte. Eine kleine Glocke ertönte hell vom Kloster herüber. Bald darauf erschien eine Frau, vom Alter gedrückt und gebeugt. Ein schwarzes Gewand mit einer Kapuze und ein Schleier deckte sie. An der linken Seite trug sie ein weißes Kreuz,

in der rechten Hand ein hölzernes Henkelgefäß, in der linken den Rosenkranz. So schritt sie langsam und würdevoll die Pappelallee entlang, welche nach einem Rasenplatze führte. In einem Kreise von dicht verwachsenem Gesträuch befand sich hier ein Crucifix, ein Madonnenbild an einem von einer Lampe schwach beleuchteten Altar, und in der Mitte der Brunnen, aus dem die Nonnen schöpften. Die Aebtissin, denn sie war es, verrichtete knieend ein kurzes Gebet, erhob sich dann, stieg einige Stufen zum Brunnen hinab, schöpfte Wasser in ihrem Gefäß, und wandte sich, das Kreuz schlagend, rückwärts. Die übrigen Nonnen kamen langsam, der Reihe nach zum Brunnen, und nachdem sie dieselben Ceremonien verrichtet, knieten sie neben einander nieder und beugten das mit beiden Händen bedeckte Haupt zur Erde. Die Aebtissin schritt langsam an jeder einzeln vorbei, besprengte sie, wie zur Weihe, mit dem eben geschöpften Wasser und ging dem Kloster zu. Ohne eine Silbe laut werden zu lassen, standen die Nonnen auf, füllten ihre Gefäße und verschwanden ebenso geisterhaft schweigend, wie sie gekommen waren, wieder in dem Pappelgange.

Neu entdeckte Inschrift.

Bekanntlich ist das Studium alter Inschriften jetzt ein ganz besonderer und sehr wichtiger Zweig der Alterthumskunde geworden. Gelehrte machen mit einem sehr großen Aufwande von Kosten und Zeit weite Reisen; sie trotzen oft in fernen Welttheilen den drohendsten Lebensgefahren um — eine einzige Inschrift zu entdecken oder zu entziffern. Ja, in Paris giebt es eine eigene Académie des inscriptions.

Wenn es mir nun auch nicht so schwer und theuer geworden ist, so freut es mich doch, dem künftigen Sammler alter Inschriften auch einen Beitrag geben zu können, der auch insofern ein historisches Interesse hat, als er mit einen Beweis liefert, wie in Böhmen, dem Lande, von dem die ersten Anfänge reformatorischen Strebens ausgingen, jede Spur der Reformation verschwunden, ja diese der Gegenstand des größten Hasses und des tiefsten Abscheus geworden ist.

In Prag ist ein altes Thor, in dessen unmittelbarer Nähe ein tiefer, bodenloser Morast sich befindet. In dem Thore findet man eine Inschrift, deren mit rother Kreide geschriebene Buchstaben durch ihre Form auf ein nicht unbedeutendes Alter schließen lassen. Die Worte heißen:

„Hier, in dieser Seuche
Liegt Martin Luthers Leiche.“

Darunter findet man folgende, höchstwahrscheinlich von einem über das obige empörten Protestanten herrührende Zeilen:

„Nicht wahr, nicht wahr, ihr Lügenvolk!
Hättet ihr nur hinuntergekuckt:
Es ist ja der Johann von Nepomuck!“

Aus der polnischen Revolution.

Während der polnischen Insurrection kam ich auf einer Reise, welche ich in jener unangenehmen und für den Reisenden beschwerlichen und gefahrvollen Zeit zu machen genöthigt war, durch ein kleines polnisches Städtchen Namens Tykoczyn. In demselben befand sich eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen aus den höheren Ständen, woselbst zwei Töchter einer mir sehr befreundeten polnischen Familie damals in Pension waren. Da ich doch ohnehin genöthigt war, mich kurze Zeit in Tykoczyn zu verweilen, so benutzte ich meinen Aufenthalt dazu, die jungen Mädchen, von denen die ältere etwa siebzehn, die andere ungefähr zwei Jahre weniger zählte, aufzusuchen. Mein Besuch überraschte sie sehr; sie empfingen mich mit lebhafter, ungeheuchelter Freude und stellten mich dem Director der Anstalt vor, welcher

mir mit großer Freundlichkeit ein Nachtquartier in seinem Hause anbot. Ich nahm es gern an und erhielt ein eben so elegantes als freundliches Zimmer, welches aber im dritten Stock und ganz abgesondert von den Zimmern der Pensionärinnen lag. Um noch den späten Abend und die Nacht in meiner Gesellschaft verbringen zu können, hatten meine beiden jungen Freundinnen sich aus ihrem Schlafzimmer in das mir angewiesene gebettet.

Ich muß noch bemerken, daß die Stadt damals in großer Angst lebte, von den in der Umgegend zahlreich herum streifenden Detachements des russischen Heeres, welches unter Paskewitsch's Anführung auf Warschau losging, heimgesucht zu werden. Man hatte überall Wachen aufgestellt, welche im Falle der Annäherung russischer Truppen ein Signal geben sollten, und bei dem geringsten Alarm war die ganze Einwohnerschaft des Städtchens bereit, nach den in der Nähe befindlichen Bergen zu flüchten, wo zahlreiche Verstecke und reichlicher Proviant, den sie daselbst geborgen hatten, ihnen wenigstens für den Augenblick Schutz und Sicherheit gewährten. Wirklich war schon einige Male Lärm geschlagen worden, und wirklich hatte man wiederholentlich die Flucht nach den Bergen ergriffen. Indessen war es blinder Lärm gewesen; man war bald zurückgekehrt und hatte

sich wieder beruhigt, so weit überhaupt bei dem sich immer mehr neigenden Gestirne Polens polnische Herzen ruhig schlagen konnten.

In den meiner Ankunft unmittelbar vorhergehenden Tagen aber hatten sich wieder verdächtige Spuren gezeigt, und man hatte wieder einige Nächte schlaflos, in den Kleidern und jeden Augenblick zur Flucht bereit, zugebracht. Man wird sich unser aller Freude vorstellen können, als während der Abendmahlzeit der Director des Instituts in unser Zimmer trat und uns mittheilte, die verdächtigen Zeichen hätten sich verloren, es sei in der Umgegend alles wieder sicher, und wir könnten uns ruhig schlafen legen. Namentlich mir war diese Nachricht sehr erwünscht, da ich am nächsten Tage meine Reise fortzusetzen beabsichtigte. Getrost suchten wir unser Zimmer und legten uns, nachdem wir noch eine kurze Zeit verplaudert hatten, zu einer erquickenden Ruhe nieder.

Ich weiß nicht, wie lange wir geschlafen haben mochten, als wir eine nach der anderen erwachten. Alles lag noch in tiefer Stille um uns her; deßhalb beschlossen auch wir, mit dem Aufstehen und Ankleiden noch zu warten, und wunderten uns, daß wir so früh erwacht waren. Allein wir harrten eine ganze Zeit, und immer noch keine Spur von Leben im Hause. Da schien es mir endlich, als ob durch

die dicken, dichten Fensterladen, welche unserem Zimmer das Tageslicht fast gänzlich abschnitten, ein Sonnenstrahl sich stehlen wollte; ich sprang auf, öffnete den Laden und sah, daß es heller Tag war und die Sonne schon ganz hoch am Himmel stand. In der größten Hast warfen wir uns einige Kleider über und eilten zum Frühstück hinunter. Aber wie erschraken wir, als wir das ganze Haus leer, völlig ausgestorben, und die Hausthür von außen fest verschlossen und verrammt fanden! In unserer Angst gingen wir wieder hinauf, öffneten ein Fenster und riefen die Bewohner der gegenüberliegenden Häuser zu unserer Hilfe herbei. Auch hier keine Antwort, keine Spur eines menschlichen Lebens! Jetzt wurden wir erst des Geschehenen inne; es war in der Nacht Lärm gemacht worden, die Bewohner hatten sich in die Berge gerettet, und uns hatte man, in der Bestürzung und da wir von den übrigen Hausgenossen getrennt schliefen, vergessen! Unsere Lage war fürchterlich. Drei Mädchen allein in einer Stadt, die jeden Augenblick vom Feinde genommen werden konnte. Und was für einem Feinde! Dazu waren wir ohne alle Lebensmittel; denn diese hatte man theils mitgenommen theils verborgen oder auch vernichtet, um sie den verhaßten Russen nicht in die Hände fallen zu lassen. Ein schneller und kühner



Entschluß konnte allein uns retten. Wir befestigten ein Seil, das wir im Hause fanden, am Fensterkreuz und ließen uns an demselben nach einander auf die Straße hinunter. Nachdem wir glücklich unten angelangt waren, liefen wir dem Thore zu, um wo möglich zu den Unseren zu kommen. Kaum aber hatten wir das Thor hinter uns, als wir zwei Kosacken auf uns zusprengen sahen, welche uns nachschrieen: steht Bestien, oder wir schießen. Vor Anstrengung und Angst außer Athem gehorchten wir; die Kosacken nahmen uns in ihre Mitte und fragten popolski. Verneinend schüttelten wir den Kopf, und, als verständen wir nicht polnisch, brachten wir scheinbar mit Mühe und gebrochen das Wort Pruski (Preuße) hervor. Garechoi, garechoi, (gut, gut) riefen sie einige Male und reichten uns freundschaftlich die Hände.

Im Augenblicke kamen noch einige Soldaten herbeigeeilt mit zwei Offizieren, von denen der eine, ein Kurländer, Deutsch sprach. Als er hörte, wir seien Preußinnen, fragte er uns sehr höflich und freundlich, ob wir ihm nicht die Schlupfwinkel der Polen angeben könnten. Dies verneinten wir natürlich, und bedienten uns dabei einer kleinen Lüge, indem wir uns alle drei für Reisende ausgaben, welche erst eine Nacht in Tykoczyn zugebracht hätten, und,

von dem Vorgefallenen erschreckt, das Weite suchten. So kamen wir zu einer Mühle, bei welcher ein von seinen Besitzern noch nicht verlassenes Wirthshaus stand. Hier kehrte unser kleiner Trupp ein. Die Kerle nahmen und plünderten, was sie nur vorfanden — unter Schimpfen und Fluchen. Doch hatte dies nur kurze Zeit gewährt, als ein Signalhorn erschallte, welches die Soldaten zu ihrem Corps berief. Sie warfen sich auf die Pferde und eilten hinweg, nachdem der deutsche Offizier uns, als Preußinnen, dem Schutze der Wirthsleute anempfohlen und ihnen mit schwerer Strafe gedroht, wenn uns in ihrem Hause etwas unangenehmes widerführe. Wir dankten ihm für seine galante Fürsorge, die indessen unnütz war; denn sobald er sich entfernt hatte, gaben sich meine beiden Freundinnen den guten Leuten als ächte Töchter Polens zu erkennen und wurden mit der aufrichtigsten Herzlichkeit von denselben aufgenommen und gepflegt, und ich, obgleich wirklich eine Preußin, ging so mit in den Kauf.

Wir blieben den Tag und die darauf folgende Nacht über hier. Diese ging ruhig vorüber, und am nächsten Morgen kam die, wenn auch für Polen traurige, so doch für uns und das Städtchen augenblicklich beruhigende Botschaft, Paskewitsch sei in

der Nacht etwa zwei Meilen entfernt von Tykoczyn mit seinem ganzen Heere auf der Straße nach Warschau vorübergezogen, und so die Stadt und Umgegend wenigstens vor Raub und Plünderung gesichert.

Ein sonderbares Vermächtniß.

Auf der Straße von Jassy nach Odessa kömmt man durch ein Dorf, in welchem ein schönes, großes Wohnhaus mit einem geräumigen, gut im Stande erhaltenen und gepflegten Garten hart am Wege liegt. Vor dem Hause steht eine große schwarze Tafel, worauf man die Worte liest: „Vermächtniß des Bojaren B. für Durchreisende ohne Unterschied des Standes, des Glaubens und der Nationalität.“ Nach einer genaueren Erkundigung erfuhr ich, daß hier jeder Durchreisende, weß Standes und Landes er auch sei, zwei Tage lang gastlich aufgenommen und gut beköstigt wird; dafür hat er nicht nur nichts zu zahlen, sondern er erhält noch, wenn er dessen bedürftig ist und es annehmen will, beim Abgehen ein Reisegeld von zwei Gulden Conventionsmünze mit auf den Weg. Man legt dem Gast ein Buch vor, in welches er seinen Namen, Stand, seine Heimath und den Tag sei-

ner Anwesenheit einschreibt; und ich habe nur bedauert, daß, obgleich dies sonderbare Vermächtniß schon länger als sechzig Jahre besteht, verhältnißmäßig so wenige Namen in dem Buche zu finden sind, und daß ich das gastliche Haus nicht mitnehmen und auf eine belebte Straße in meinem Vaterlande, etwa in die Nähe von Leipzig oder Berlin, verpflanzen konnte.

Unter den Todten.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind." Wo aber der Glaube fehlt, da giebt es keine Wunder. Hier ein kleiner Beitrag zur natürlichen Erklärung derselben.

Nach einer sehr langen, an Schicksalen und Erfahrungen reichen Abwesenheit von meiner Vaterstadt führten Familienverhältnisse, welche meine persönliche Gegenwart heischten, mich ebendahin zurück. Viel, sehr viel hatte sich verändert; die Häuser, die Straßen und Plätze waren dieselben geblieben, aber die Menschen! So mancher war des Lebens müd' und satt heimgegangen; einen anderen hatte der Tod in der vollsten Blüthe eines frischen Lebens dahin gerafft. Die Kinder waren groß und die Jungen alt geworden. Auch meine Aeltern fand ich nicht mehr; sie schliefen den Schlaf, von dem kein Morgen uns weckt. Ich fühlte mich überaus gedrückt und von tiefer

Wehmuth ergriffen. Von einer stundenlangen amtlichen Verhandlung, die mir vieles trübe ins Gedächtniß zurückrief, noch mehr erschlafft und völlig abgespannt, ging ich gegen Abend auf den Kirchhof, der die Ueberreste der Meinen barg und setzte mich, halb zum Liegen ausgestreckt, auf den Hügel meines Vaters. Ich mochte nicht sehr lange auf dem weichen Moose in dieser Stellung gelegen und meinen trüben Gedanken und Träumereien mich hingegeben haben, als ein süßer aber fester Schlaf mich in seine Arme nahm. Ein Frösteln in den Gliedern weckte mich, als es schon tief in der Nacht sein mußte. Ein leises Wehen des Windes fuhr durch die Blätter der das Grab umgebenden Bäume, daß sie in einer beständig vibrirenden Bewegung, vom hellen Strahl des Mondes beleuchtet, oft die abenteuerlichsten Gestaltungen bildeten. Wenigstens erschien es meiner gereizten und erregten Phantasie so. Ich bedurfte einiger Zeit, um völlig zu erwachen und des Ortes, an dem ich weilte, mir bewußt zu werden. Der Gedanke an meinen unheimlichen Aufenthalt, das Gefühl, um diese Stunde das einzige lebende Wesen unter Hügeln und Leichensteinen, den Denkmalen modernder Verwesung, dazustehen, erhitzte meine Phantasie noch mehr, und machte in demselben Grade meinen Körper matter und abgespannter. Ich hätte viel darum gegeben,

wäre ich von dem Orte fern gewesen, und doch besaß ich nicht die Energie aufzustehen und mich zu entfernen. Gelähmt und äußerlich stumpf saß ich in müßig ängstlichem Warten da. Auf einmal wird mein Auge durch den schwachen Schimmer eines am Boden sich hin und her bewegenden Lichtes getroffen. Starr und unverwandt schaue ich nach demselben hin; bald sehe ich noch eins, und dann noch eins, und dunkele Menschengestalten saßen oder lagen auf der Erde, erhoben sich dann und verschwanden darauf wieder hinter den Gräbern. Ich weiß nicht, welches Gefühl in jenem Augenblick mich vorherrschend bewegte; war es Freude darüber, lebende, menschliche Wesen in meiner Nähe zu haben, oder war es die Furcht gerade vor ihrer Nähe um diese Zeit und an diesem Orte? Ich konnte mir nur eine verbrecherische Absicht als die Veranlassung ihres Hierseins denken und fürchtete, die gezwungene Zeugin eines Diebstahls, einer Schatzgräberei, eines Leichenraubes u. dgl. zu werden. Um nicht von den Leuten bemerkt zu werden, hielt ich mich ganz still auf meinem Sitze. Nach und nach jedoch kamen die Lichter näher, und da ich doch fürchten mußte, von ihnen entdeckt zu werden, faßte ich mir ein Herz und ergriff die Flucht. Den Ausgang des Kirchhofes konnte ich nicht erreichen, ohne die gefährliche Linie der Verbrecher zu passiren. Ich

umging sie so weit als möglich, hatte aber dessenungeachtet ihre Aufmerksamkeit erregt, und sie erhoben sich und riefen mich an. In dem Augenblick überlegte ich, daß, wenn sie mir etwas Böses thun wollten, es ihnen leicht wäre, mir die Flucht abzuschneiden, und daß nur ein heldenhafter Muth mich aus der augenscheinlichen Gefahr retten konnte. Ich ging herzhaft auf die Leute zu und fragte, was sie um diese Zeit hier suchten. „I, mein Gott," war die unbefangene Antwort, „nichts als Regenwürmer, um morgen Fische zu fangen." Es war in der That so. Die Leute waren gute, ehrliche Fischer, die lange vor Tagesanbruch ihrem Geschäfte nachgehen mußten. Ich aber dankte der Nacht und der Dunkelheit, daß sie jetzt die Schamröthe wie vorhin die Blässe meiner Angst den Fischersleuten verbarg. Einer von ihnen begleitete mich, als ich ihnen meine Anwesenheit daselbst erklärt hatte, bis an mein Haus; ich hatte aber doch noch einige Tage an den Nachwehen meines Schlafes auf dem Kirchhofe zu laboriren.

Luxus beim Kartenspiel in den russischen Gesellschaften.

Wie in den meisten großen Städten so bildet auch in St. Petersburg das Kartenspiel eine der Hauptunterhaltungen in den Gesellschaften der haute volée. Man spielt sehr hoch und verspielt sehr viel. Ein bis ins Uebermaß getriebener Luxus ist aber der Brauch, den man in wirklich noblen und reichen Gesellschaften dort allgemein findet, bei jedem Male, wo gegeben wird, sich eines neuen Spieles Karten zu bedienen. In dem Spielzimmer steht ein Korb mit Karten, und an drei bis vier Spieltischen werden nicht selten mehr als hundert Spiele Karten an einem Abende verbraucht. Die einmal gebrauchten Karten gehören den Bedienten, welche dieselben um ein geringeres billiger als neue Karten verkaufen, und denen ein solcher Abend oft zu einer Einnahme von mehr als hundert Rubeln verhilft.

Die russische Taufe im Jordan.

Am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages wurde ich, als ich mich zu Petersburg aufhielt, durch ein starkes Glockengeläute geweckt, das anhaltend einige Stunden fortdauerte. Es war sehr kalt, ich stand auf, ging nach meinem Fenster, und sah zu meinem Erstaunen eine große Menschenmenge, die sich trotz der großen Kälte auf den Straßen langsam nach der Kirche bewegte. Auch ich stand bald selbst auf der Straße, die Hälfte meines Gesichtes in einer Muffe bergend; denn der Wind pfiff schneidend durch die Luft. Endlich nach langem Harren bewegte sich der feierliche Zug langsam aus der Kirche, und die Procession begann. Zuerst ertönte eine festliche, kirchliche Musik, dahinter folgte eine Anzahl feierlich geschmückter Knaben mit brennenden Kerzen in der Hand, sodann die gesammte Geistlichkeit, paarweis der Reihe nach, mit prangenden Gewändern, und

Andacht ruhte auf dem Gesicht eines jeden Einzelnen. Unter Singen begab sich der ganze Zug nach dem Jordan, einem Häuschen auf der Newa, das mich immer an die jüdischen Laubhütten erinnert. Dasselbe ruht auf Pfählen auf der Newa, und ist mit Tannen, Blumen und Kränzen geschmückt; der Boden des Häuschens ist von Brettern zusammengeschlagen, in der Mitte desselben befindet sich eine Oeffnung, unter der das Newa-Wasser fließt. Hier harrete eine große Anzahl Frauen mit ganz kleinen Kinderchen in den Armen auf den Taufvater. Nachdem der Zug angelangt war, wurde erst feierlich eine Art von Messe gelesen, dann ein starker Weihrauchgeruch verbreitet, und nach der Reihe immer ein Kind dem Priester zur Taufe übergeben. Nachdem der Kopf des Kindes entblößt war, deckte der Priester mit der rechten flachen Hand das Gesichtchen zu, und steckte das Köpfchen des Kindes unter das eisig kalte Wasser, wobei er die Vornamen, die das Kind führen soll, nannte. Gewöhnlich sind die Kinder betäubt, wenn der Priester sie wieder aus dem Wasser zieht, und daher sehr oft Mittel nöthig, sie wieder ins Leben zu rufen; auch giebt es sehr viele Kinder, die bei dieser Taufe ihren Geist aufgeben; aber wegen des Sprichworts der Russen: „Es möge lieber sterben, als schwächlich bleiben" dauert diese rohe Gewohnheit, oder besser

genannt, Aberglaube noch bis auf den heutigen Tag fort, und der Kaiser ist selbst oft Theilnehmer dieser Feier. Nachdem die Beendigung der Taufe erfolgt war, begab sich der ganze Zug in derselben Ordnung und Procession wieder bis zur Kirche zurück, von wo aus sich die einzelnen Theilnehmer erst in ihre Wohnungen zerstreuten.

Die Vermählungsfeier der beiden Grossfürstinnen von Russland.

Was giebt es wohl Belehrenderes, als Gelegenheit zu haben mehrere Länder zu durchreisen? man lernt dadurch die verschiedensten Sitten und Gebräuche kennen, die verschiedensten Sprachen und Trachten, die verschiedensten Charaktere der Nationen; aber auch den Reichthum der Großen, die von kräftigen Gerichten und dem Weine der sieben Hügel leben und wieder die Armuth des Bettlers, der seinen Hunger mit wenigem schwarzen Brodte stillt und kläglich sein Leben dahin schleppt. Doch in den Hauptstädten Europas, in denen allen ich mich längere oder kürzere Zeit aufgehalten, ist mir nirgends ein so verschwenderischer Luxus in Einzelheiten, ja in Kleinigkeiten, die der Deutsche gar nicht beachtet, mehr zu Gesicht gekommen, als in Petersburg. Hier, bei den Russen flößt nur der äußere Glanz Würde und An-

sehen ein. Alles übrige ist Nebensache, und wird gering geachtet. Und andererseits wieder habe ich bei einer Feierlichkeit, worauf in anderen Ländern der größte Glanz und ungeheure Summen verschwendet werden, in Petersburg eine Einfachheit wahrgenommen, die wirklich meine ganze Bewunderung in Anspruch nahm. Ich meine eine Vermählungsfeier. Ich war gerade zu der Zeit in Petersburg, als die Vermählungen und Hochzeiten der beiden Großfürstinnen, Alexandrine und Helene, der Tochter und Nichte des Kaisers, in einem kleinen Zeitraum von drei Tagen statt finden sollten. Zur ersteren Vermählung hatte ich mir eine Einlaßkarte zur Kapelle verschafft, wo die Trauung feierlich vollzogen werden sollte. Angekommen im Kaiserlichen Winterpalais, zu dem die Kapelle gehört, wurde am Eingange des Palais meine Aufmerksamkeit durch die unzähligen Equipagen, die in dem Hauptportal des Palais auffuhren, noch mehr aber, als durch diese Equipagen, durch eine Unzahl von einspännigen Schlitten beschäftigt, in denen Officiere, Generale, ja selbst Fürsten mit ihren Gemahlinnen saßen um sich dem Kaiserlichen Zuge anzuschließen. Diese kleinen Miethsschlitten, die in allen Straßen von Petersburg stehen, und für den geringen Preis von vier Silbergroschen gemiethet werden, fuhren an dem Ehrentage einer

Großfürstin zur Verschönerung der Feier nach dem Kaiserlichen Palais. An den Thüren der Vorgemächer standen eine Menge von Lakaien, welche die Kleider der Gäste in Empfang nahmen, und Nummern darüber gaben. Eben so fiel mir auf, daß alle Herren unter dem Mantel eine lange weiße Schürze trugen, die sie als ersterer abgelegt war, mit abbanden, und beim Wegfahren wieder umbanden. Ich konnte mir diese lächerlich aussehende und räthselhafte Sitte nicht entziffern, bis ich von einem Lakaien erfuhr, daß man die Schürze zur Vorsicht umbinde um die hellen Castimir-Beinkleider nicht zu beschmutzen. Durch diese Betrachtungen hatte ich mich beinahe verspätet; denn bald sollte die Capelle, da der Hof schon in derselben versammelt war, geschlossen werden. Da bekam der Thürwächter der Capelle meinen schwarzen Anzug zu Gesicht, und verweigerte mir deßhalb den Eintritt. Alle meine Bitten waren vergebens; denn er betheuerte unter Bekreuzigungen, daß er den Befehl hätte, Niemanden, der mit etwas Schwarzem angekleidet wäre, zur Capelle hereinzulassen, da nach dem russischen Aberglauben bei Trauungen die schwarze Farbe auf Unheil, Verderben, ja selbst auf einen frühen Tod hindeutete. So mußte ich mich denn begnügen für diesesmal mit dem, was ich gesehen hatte, weg zu gehen. Zur zweiten Hochzeit hatte ich

zum Abend eine Karte zu der Gallerie des Georgensaales, wo eine Polonaise vom Hofe getanzt werden sollte, erhalten; der Saal selbst bietet einen großen Raum; die Wände sind von Alabaster, die Decken mit den herrlichsten Gemälden und einer Anzahl von Kronleuchtern geschmückt, deren unzählige Wachslichter einen strahlenden Glanz verbreiteten. Gerade der Eingangsthür gegenüber war der Thron, umgeben von einem roth sammtenen Baldachin, den an den äußersten Kanten Goldquasten zierten, und auf dessen höchster Spitze der König der Vögel majestätisch seine Fittiche ausbreitete. Einige Stufen führten zum Throne hinauf; hier stand ein goldener Sessel, mit Sammet überzogen, von beiden Seiten erhoben sich zwei kleine Goldblöcke, auf denen Scepter und Krone ruheten. Seitwärts vom Throne befand sich ein kleiner Spieltisch mit vier Sesseln, zur Unterhaltung der Kaiserin bestimmt. Plötzlich erschallte von der Gallerie ein Orchester von einigen hundert Mann und die rauschendste Polonaise ertönte im festlich geschmückten Saale, der sich bald mit dem höchsten Adel füllte. Eine Anzahl von Pagen stellte sich um den Thron; hierauf tanzte der Hof, zuerst das Kaiserpaar, dann das Brautpaar und so die Uebrigen, der Reihe nach folgend, eine Runde um den Saal, und dankten, beim Throne angekommen, den Tänzer

ab, worauf die Kammerherren den Tänzerinnen andere Herren vorstellten, und die Pagen die Schleppen der Kleider ihrer Herrinnen umdrehten. Ueberhaupt waren die Trachten der Damen, im russischen Costüm, sehr werthvoll; sie trugen über Atlaskleidern Sammetschleppen mit reicher Stickerei; vom Hinterkopfe fiel ein langer Schleier herab, der an einem kostbaren Diadem von Perlen und Brillanten, das sich schlängelnd um die Stirn wand, befestigt war. Nachdem diese eine Polonaise wohl gegen drei Stunden gedauert hatte, verließ der Hof in derselben Reihenordnung den Saal, und zog sich nach den anderen Gemächern zurück.

Bestrafung eines österreichischen Officiers.

Auf einer meiner Reisen kam ich durch das kleine böhmische Städtchen Leitmeritz. Als ich auf kurze Zeit im Gasthofe abgestiegen war, und mit dem und jenem in flüchtiger Berührung und oberflächliche Unterhaltung mich eingelassen hatte, überkam mich bald das Gefühl, es müsse dem kleinen Städtchen etwas Außerordentliches, und zwar etwas ernstes und trübes bevorstehen. Auf allen Mienen lag die Spannung ängstlichen Erwartens und doch zugleich die Furcht vor dem baldigen Eintreffen des gefürchteten Ereignisses. Die ganze Atmosphäre um mich her war eine drückende und gedrückte. Solche Stimmungen sind ansteckend und es währte nicht lange, so fühlte auch ich mich im höchsten Grade mißmüthig, erregt und gedrückt, ohne mir auch nur im geringsten von der Veranlassung Rechenschaft geben zu können. Ich weiß nicht, wie es kam; aber ich hätte entweder nicht

den Muth, oder es mußte mir gar nicht eingefallen sein zu fragen, ob etwas und was in dem Städtchen vorginge.

In meinem Mißmuthe stellte ich mich unwillkürlich an das Fenster, und da bemerkte ich, wie auch auf der Gasse ein für ein so kleines Städtchen ungewöhnliches Leben herrschte. Man lief auf und ab, her und hin in unruhiger Bewegung; aber auch hier auf allen Gesichtern Traurigkeit und Angst. Der Hauptstrom der Menschen ging nach dem Marktplatze hin, und ich beschloß, von Neugier und Theilnahme geplagt, mich eben dahin zu begeben.

Dort angekommen sah ich den Platz von dicht gedrängten Schaaren angefüllt. Alt und jung, groß und klein, arm und reich, alles aus der Stadt und Umgegend, was laufen konnte, hatte sich hier versammelt. In der Mitte des Marktplatzes war die ganze Kriegesbesatzung von Leitmeritz vom Höchsten bis zum Gemeinen herab in einem großen Viereck aufgestellt. Auch auf den rauhen, von Luft und Sonne gebräunten Gesichtern der bärtigen Krieger lag banges Harren der Dinge, die da kommen sollten. Auf einmal bemerke ich, wie das Volk bewegt und neugierig nach der einen Seite sich hinwendet, von woher der dumpfe Ton gedämpfter Trommeln immer deutlicher und immer näher erschallte. Bald vernahm

man die laute Stimme eines commandirenden Officiers, und nicht lange nachher erschien ein Commando Soldaten, in deren Mitte ein sehr junger Mann von edlen Gesichtszügen einherging. Er trug die Officiersuniform des ihn begleitenden Truppentheils; diese war aber auch das einzige kriegerische an ihm, und auch sie diente nur dazu, den jämmerlichen, herzzerreißenden Eindruck, welchen die ganze Erscheinung auf jeden Zuschauenden nothwendig machen mußte, noch zu verstärken. Seine hohe Gestalt war gebückt; die Knie wankten und schienen den Dienst bald ganz versagen zu wollen; seine Gesichtszüge waren bleich und verstört, und sie und sein matter, erloschener, meist zur Erde gekehrter Blick zeigten eine Ruhe, eine Erschlaffung, welche fürchterlicher ist, als die fürchterlichste Aufregung, als der Wahnsinn. Es ist nicht die siegende Ruhe eines entsagenden Heldengeistes, nicht die Ruhe des Starken, der muthig der Gefahr und dem Tode ins Auge schaut — es ist die Ruhe des Todes, es ist der immer langsamer und matter ablaufende Pulsschlag eines gebrochenen Herzens.

So schritt der Bejammernswerthe mitten unter seiner Bedeckung dem großen Viereck zu, welches das Militär des Städtchens gebildet hatte. Eine Todtenstille herrschte; kein Laut, kein Athemzug in der dicht gedrängten Menge. Nachdem die Mannschaft in ihre

Reihen getreten und der Unglückliche seinen Platz in der Mitte des Raumes eingenommen, trat ein Unterofficier hervor, der mit lauter, vernehmlicher, wenn auch mit innerer Bewegung kämpfender Stimme ein kurzes Geständniß und Bekenntniß des Verurtheilten vorlas. Ich hatte einige Stunden nach der Execution, die ich nachher noch beschreiben werde, Gelegenheit, ein ausführlicheres, von dem Armen in seiner Haft verfaßtes zu lesen, und will dasselbe hier kurz mittheilen.

Carl August v. B., Officier des ****schen Regimentes, acht und zwanzig Jahr alt, aus Oberösterreich gebürtig, stammte aus einer angesehenen und begüterten adelichen Familie. Von vier Kindern seinen Aeltern noch allein übrig geblieben, wurde er namentlich von der Mutter mit übergroßer Sorgfalt und Liebe gehegt und gepflegt und das um so mehr, als sein zarter Körperbau und seine schwache, oft unterbrochene Gesundheit den Aeltern beständig leicht begreiflichen Anlaß zu der Furcht gab, auch ihn zu verieren. Die Liebe der Mutter war ebenso gränzenlos wie ihre Schwäche; sie besaß nicht den Muth und die Kraft, dem Kinde die Erfüllung eines Wunsches consequent abzuschlagen. Und gerade dies war es, was, wie er selbst zugesteht, den ersten Grund zu seinem jetzigen Unglücke legte. „Indem ich," so sagt

er, „fast nie einen meiner kindischen Wünsche mir versagt, im Gegentheil alles um mich her bemüht sah, dieselben augenblicklich zu erfüllen, lernte ich mich bald als den Mittelpunkt des kleinen Kreises fühlen, in welchem ich lebte. Ich war das wesentliche, um mich drehte sich alles, und dies Gefühl wurde immer stärker, je größer nach und nach die Kreise wurden, welche mich umgaben. Dabei war ich, weil ich fast nie einen Widerstand erfahren, in meinem Wollen und Begehren so heftig, so leidenschaftlich und doch so erbärmlich schwach, daß das geringste Hinderniß an der Erfüllung des geringsten Wunsches mein ganzes Wesen in die wüthendste Aufregung brachte und mich mit förmlicher Blindheit und Narrheit, in dem was ich thun wollte, umgarnte. Was nach diesem allen noch fehlte um mich unglücklich und für die Gesellschaft untauglich zu machen, das thaten aristokratische Vorurtheile, die ich mit der Muttermilch einsog. Meine Mutter, eine sonst gebildete und von Liebe zu ihren Mitmenschen erfüllte Frau, war wie der größte Theil unseres Adels in jenen engherzigen Ansichten befangen, welche auf die übrigen Klassen der Gesellschaften stolz herabsehen, wie auf Leute, die nicht um ihrer selbst willen, sondern nur dazu da sind, den höheren Ständen als Mittel zu ihren Zwecken zu dienen — Ansichten, welche ich jetzt als ebenso lächer-

liche wie verderbliche erkennen und verachten gelernt habe.

So kam ich in die Garnison. Die Rücksichten, welche meine Umgebungen auf mein bedeutendes Vermögen und den ebenso bedeutenden Einfluß meiner Familie nahmen, brachten mich auch hier in eine Stellung, die wahrlich nicht geeignet war zu bessern was zu schlecht an mir war. Ich lernte durch Zufall die Tochter des Gastwirthes N. hierselbst kennen. Sie war schön, reizend schön, und ihre Schönheit machte einen so tiefen und lebendigen Eindruck auf mein leicht zu entzündendes Herz, daß ich beschloß, sie müsse mein werden. In einer Lage und Stimmung, wie die meine jetzt ist, in Angesicht vielleicht des Todes, jedenfalls eines noch viel schrecklicheren und schimpflicheren Looses, als der Tod ist, pflegt man nicht zu lügen; und so versichere ich, daß ich damals die reinsten und ehrenhaftesten Gefühle und Absichten in Beziehung auf dies Mädchen hegte. Ob, wäre ihr Besitz mir so leicht geworden, als ich wünschte und hoffte, nicht später bei ruhigerer und kälterer Ueberlegung die mir angeborenen und anerzogenen Vorurtheile und Standesrücksichten mich in meinem Entschlusse wankend gemacht haben würden, ob diese nicht vielleicht gar stark genug gewesen wären, mich von der Erfüllung meiner Pflichten und meines Wor-

tes abzuhalten — das wage ich jetzt weder zu behaupten noch zu verneinen. Genug ich suchte mich ihr zu nähern und gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, was ich für sie fühlte und von ihr hoffte. Ich erwartete nichts gewisser, als mit offenen Armen von ihr aufgenommen zu werden, und wie groß auch meine Liebe war, so kann ich nicht verhehlen, daß das Bewußtsein meines dem ihrigen weit überlegenen Standes mir einen geheimen Kitzel und eine noch größere Sicherheit in der Voraussetzung des Gelingens meiner Absichten gewährte. Desto mehr wurde ich empört, als sie mich rund und kalt abwies. Sie war die erste in meinem Leben, die mir mit Ernst und ohne alle Rücksicht entgegentrat. Wie lieb sie mir trotzdem war, geht daraus hervor, daß ich mich entschließen konnte, sie dehmüthig, ja fußfällig um Erhörung meiner Wünsche zu flehen. Umsonst. Mit Eiseskälte wies sie mich zurück und ließ in ihrem Abweisen oft einen höhnischen Zweifel an der Wahrheit und Ehrlichkeit meiner Betheuerungen und Schwüre durchblicken. Ich war außer mir. Was mich aber mehr als alles empörte, war, daß sie sich gerade in der Zeit meiner eifrigsten und heißesten Bewerbungen mit einem jungen Manne, dem Sohne eines Bürgers, verlobte, der, obgleich geachtet und achtbar, doch meiner Meinung nach tief unter mir stand. Das Gefühl

gekränkter Selbstliebe war noch weit mächtiger in mir als der Schmerz nicht erwiderter Liebe. Dazu kam, daß der junge Bräutigam, der eben so wenig Bildung als Zartgefühl besaß, es sich nicht versagen konnte, bei einigen Gelegenheiten, wo ich in unvermeidliche Berührung mit ihm kam, seinen Triumph mich fühlen zu lassen. Oefter schon hatte ich ihm Rache geschworen; allein ich hatte keine Gelegenheit mich auf eine genügende Weise zu rächen, und vor dem Verbrechen bebte meine Seele zurück.

Eines Tages aber, nachdem er mich kurz zuvor auf eine etwas plumpe und rohe Weise gereizt hatte, führt mich mein Weg bei der Wohnung des Mädchens vorbei. Es war in der Stunde, wo die Abendröthe des scheidenden Tages mit der aufsteigenden Nacht sich vermählt. Ich konnte es nicht unterlassen, einen Blick nach ihrem Fenster zu thun. Da stand sie, schöner als je, von dem Purpur des Gluthimmels rosenumgossen, den hellen Blick des tief blauen Auges zum Himmel aufgeschlagen — und ich, nur wenige Fuß breit von ihr getrennt und doch durch eine ewig weite, unübersteigliche Kluft geschieden. Ich konnte nicht umhin, nachdem ich vorübergegangen war, noch einmal umzukehren, um noch einmal mich an dem reizenden Bilde zu weiden und — zu quälen. Da sah ich, wie er hinter ihr stand, mit seinem Arm

ihren schlanken Leib umfaßte und sie auf Stirn und Mund küßte. Solchen Reiz, solchen Zauber in diesem Arm! Es packte mich mit dämonischer Gewalt; ich lief auf und nieder, den Blick immer nach dem Fenster gerichtet. Da bemerkte ich, daß sie auf mich achteten, mit höhnischem Lächeln mich ansahen und zuletzt in ein lautes, schallendes Gelächter ausbrachen. Wäre ich nur im geringsten weniger erregt gewesen, hätte die Leidenschaft der Eifersucht mir nur einen Funken von Vernunft und Ueberlegung gelassen, so hätte ich eingesehen, wie mein Beginnen dem ruhigen Beobachter im höchsten Grade lächerlich erscheinen mußte; allein ich war völlig ohne Besinnung, rein der Herrschaft meiner Wuth und meines Wahnsinns preisgegeben. So lief ich schäumend und zitternd nach meiner in der Nähe jenes Hauses gelegenen Wohnung, riß ein geladenes Gewehr von der Wand und kehrte zurück. Es war unterdessen völlig dunkel geworden, so daß ich die wenigen Schritte ziemlich unbemerkt und, ich glaube, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen, gehen konnte. Als ich in die Nähe des Hauses kam — o wäre es doch nicht gerade in jenem Augenblicke gewesen! hätte ich nur wenige Minuten auf eine Gelegenheit warten müssen, vielleicht wäre mir das Frevelhafte meines Beginnens noch einmal vor die Seele getreten, und ich hätte die That unter=

lassen! Allein gerade in jenem unglückseligen Augenblicke trat er, von der Braut begleitet, aus der Thür, um sich für heute von ihr zu trennen. Noch ein letzter Kuß zum Abschiede — es war der letzte und zum Abschied auf Nimmerwiedersehen! Kaum war das Mädchen in die Thür zurückgetreten, so legte ich an — der Schuß knallte — ein Schrei, und der Unglückliche wälzte sich tödtlich getroffen in seinem Blute!

Das ist meine That. Mit gebrochenem Herzen, aber ohne Klagen sehe ich meinem Schicksal entgegen. Welche Strafe mich auch treffen mag, ich werde keine für zu hart ansehen. Kann doch selbst die schrecklichste nicht schrecklicher sein, als was ich ohnehin leide, die Pein verschmäheter Liebe und die Folterqualen eines richtenden Gewissens!“

So weit das Bekenntniß des Unglücklichen, den ich jetzt, den Lebenden kaum noch angehörig, in der Mitte seiner Kameraden, im Kreise derer, die wenigstens zum Theil unter ihm gedient hatten, umgeben von einer lautlos harrenden Menge, sein Schicksal erwartend da stehen sah. Er wurde, nachdem ein kurzes Bekenntniß seiner That, wie oben erzählt, von einem Unterofficier verlesen war, gefragt, ob er noch etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen hätte; als er dies mit kaum hörbarer Stimme verneint hatte,

begannen auf ein Zeichen die Trommeln von neuem zu wirbeln. Darauf wurde ihm der Degen entrissen und zerbrochen vor die Füße geworfen; dann riß man ihm die Epaulettes, das Porte d'epée und nach und nach die ganze Uniform stückweise vom Leibe. Nachdem dies geschehen, mußte ihm jeder der Kameraden ins Antlitz speien, der Profoß gab ihm einen Fußtritt, und der so Gemißhandelte wurde mehr todt als lebend aus dem Kreise seiner ehemaligen Waffenbrüder gestoßen, um nun erst dem strafenden Arme der Civiljustiz überantwortet zu werden.

Vieles hab' ich seitdem gesehen und erlebt; das Jammerbild dieses armen verblendeten Jünglings aber hat mich nie verlassen und steht noch immer mit lebendigen, brennenden Farben als ein trauriges Denkmal menschlicher Verirrungen vor meinem Gedächtniß.

Schlußwort.

Mit dem, was ich für diesmal dem Leser darzubieten mir vorgesetzt hatte, bin ich zu Ende. Ich weiß und fühle recht wohl, was sich alles gegen mein Büchlein sagen läßt; ich bin mir dessen recht gut bewußt, das manches, was gerade für mich das Interessanteste und Wichtigste war und ist, von dem Gesichtspunkte einer allgemeinen Kritik aus verworfen werden und fallen muß. Allein erstens glaube ich doch, dem meisten hier erzählten, und sei es noch so individuell, wenigstens irgend eine allgemeine Seite abgewonnen zu haben. Dann aber bin ich ein Weib. Ich sage dies nicht, weil ich als solches von Seiten der Kritik etwa auf Rücksichten Anspruch machte, welche dieselbe nie nehmen kann und darf; sondern ich will nur daran erinnern, daß, während der Mann sich dem Allgemeinen leicht unterordnet und aufopfert, unser Geschlecht das Allgemeine sich unterzuordnen

und auf sich, oder doch wenigstens auf Personen und Individuen weit eher als auf Principien zu beziehen pflegt. Es ist nur sehr wenigen schriftstellernden Frauen gegeben, ihrem Gegenstande gegenüber jene vollkommene Selbstverleugnung, jenes Aufgeben ihrer selbst, zu üben, und ich bin ehrlich genug gewesen, dies einzugestehen und den geneigten Leser sogar in der Einleitung von vorn herein darauf aufmerksam zu machen. Wird man mir vorwerfen wollen, was nicht meine Schuld, sondern, wenn es überhaupt eine Schuld, die meines Geschlechtes ist?

Dies kurze Wort war es, was ich noch auszusprechen mich veranlaßt fühlte, ehe ich von dem Leser Abschied nehme. Auf wie lange? Das wird von der Aufnahme abhängen, welche diesen Blättern von Seiten des Publikums werden wird, dem ich dieselben weit mehr zu nachsichtiger als zu gerechter Beurtheilung zu empfehlen wage.

Druck von Humblot & Comp. in Berlin.

